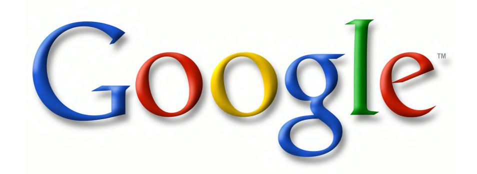


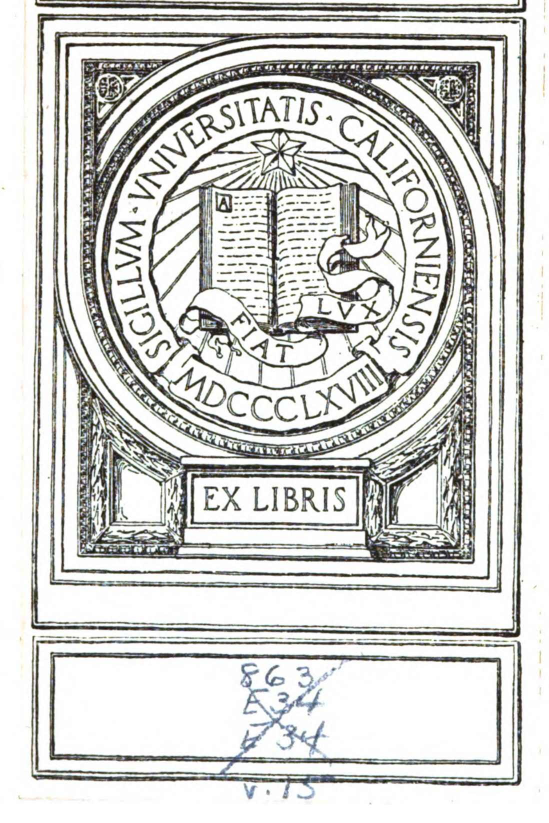


Eichendorff Kalender

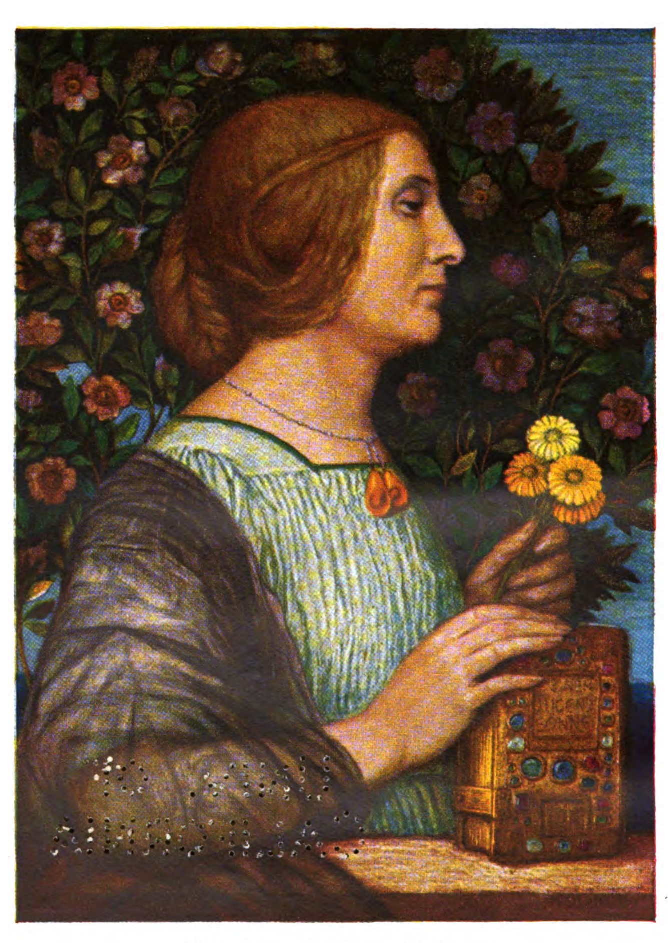


1924




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Matthäus Schiestl, Corinna

Eichendorff-Kalender 1924.



Eichendorff-Kalender

für das Jahr

1924.

Ein romantisches Jahrbuch.

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch.

Mit einem Vierfarbendruck von Professor Matthäus Schiestl.

Fünfzehnter  Jahrgang.



München ✗ Verlag Parcus & Co.

Eichendorff / Von Robert Hohlbaum

Durch deine Mondnacht bin ich oft gegangen,
Sah deinen Wald, den Gott so hoch erbaut,
Das Lied, das silbern deine Vögel sangen,
Ward wipfelhoch nach meinem Wandern laut.

Der Morgennebel netzte meine Wangen,
Wie er liebkosend deine Stirn betaut,
In heißer Frühlingsnächte süßem Bangen
Hab ich wie du dem reinen Gott vertraut.

Und du, und immer du in allen Weiten,
Aus jeder Blume sprichst du reich zu mir,
In jedem Hauche willst du mich begleiten.
Du bist in Erd' und Himmel, Mensch und Tier.
Ich atme dich und knie vor deinem Lied,
Wie du vor meiner Heimat Gott gekniet!

❖

Eichendorffs Familienleben
Von Karl Freiherrn von Eichendorff

Wohl kein Dichter hat eine glücklichere Jugend genossen, als sie Eichendorff beschieden war. In reizvoller Gegend, behütet von zärtlichster Elternliebe, wuchs der Knabe, unbekümmert um alle Wirren der Zeit, inmitten von Glanz und Frohsinn in das ihn umgebende bunte Leben hinein. Die den jungen Herrensohn umstrahlende warme Sonne der Liebe und des Glückes brachte in ihm jene feine Empfänglichkeit für äußere Eindrücke zur Entfaltung, welche die Grundlage für jeden echten Dichter bildet. Die Wipfel und Bronnen des „Schlosses auf stiller Höh" rauschten durch sein Leben fort und erschlossen in seinem Innern jenen reichen Liederquell, der „mit wunderbaren Wellen, wie im Traume" ihm verwirrend durch die Brust ging. In der über alles geliebten Heimat empfing Eichendorff die Grundzüge seines Wesens, hier wurde er zum Heimatsdichter.

Schon früh, vermutlich schon 1805, hatte Eichendorff im benachbarten Pogrzebin die am 18. Juli 1792 zu Niewiadom in Oberschlesien geborene älteste Tochter des Gutsbesitzers und Marschkommissars Johann von Larisch und seiner Ehefrau Helene, geb. von Czentner, kennen und schätzen gelernt. Der einige Jahre später in Aussicht genommenen ehelichen Verbindung stellten sich zunächst fast unüberwindliche Hindernisse entgegen. Das jugendliche Alter der Brautleute und die für Eichendorffs Anstellung im Staatsdienst so überaus ungünstigen Zeitverhältnisse ließen einen Aufschub dringend wünschenswert erscheinen. Vor allem aber galt es den Widerstand von Eichendorffs Eltern zu überwinden, denen eine glänzendere und reichere Partie offenbar lieber gewesen wäre und die aus diesem Grunde als Lebensgefährtin für ihren Sohn eine entfernte Verwandte, die in des Dichters Tagebuchaufzeichnungen mehrfach erwähnte Gräfin Julie Hoverden,

auserkoren hatten. Den Unmut über die getäuschten Hoffnungen hat die Mutter wohl niemals ganz überwunden. Doch die Wahl Eichendorffs war gut. Schön, geistreich, lebhaft und frohgesinnt, dabei häuslich und fromm, war das in Haus und Hof rastlos tätige Mädchen, wie Hermann von Eichendorff in der von ihm für die Ausgabe der sämtlichen Werke entworfenen, in ihrer Art mustergültigen Darstellung des Lebens seines Vaters bemerkt, eine überaus anmutige und sympathische Erscheinung.

Trotz ihrer mehr praktischen Richtung war die in der Stille eines einfachen, streng geregelten Landlebens aufgewachsene Luise von Larisch nicht ohne ästhetische Neigungen und dichterische Begabung. Eichendorffs ihr gewidmete tiefempfundene Lieder weckten in der Braut die bis dahin schlummernde Lust zum Fabulieren. Als er sie in seinem reizenden Gedicht „Das Flügelroß“ aufforderte, mit ihm auf flinkem Roß die Lüfte zu durchqueren, sandte sie ihm einige schalkhaft anmutige Verse, die gleichzeitig ihr ganzes Wesen widerspiegeln:

Wohl wird es oft so öde
Im Walde wie im Haus,
Doch bin ich noch zu blöde,
Ich kann nicht mit hinaus.

Dank für des Sitzes Teilen
Auf bunt beschwingtem Roß!
Ach, ich muß hier noch weilen
Im Keller und im Schloß.

Denn, will ich von den Stufen
Mich schwingen auf dein Pferd,
Da treibt der Mutter Rufen
Mich mahnend an den Herd.

Rasch muß ich da erbeben; —
Dein Roß bei diesem Ton
Und all das süße Leben
Flieht schüchtern mir davon.

So muß ich denn noch zagen,
Doch bin ich dir vereint,
Da mag das Roß mich tragen
Soweit der Himmel scheint.

Im Jahre 1813, als der Dichter zum Hauptquartier nach Breslau eilte, um sich dem in Bildung begriffenen Lützowschen Freikorps anzuschließen, gab sie ihrem Trennungsschmerze in nachstehendem ergreifenden Gedicht Ausdruck:

Nicht umsonst schlugst du, o Herz,
Unfern war der bitt're Schmerz,
Fort mit seinem letzten Blick
War mein ganzes irdisch Glück!

Krieg! So schallt's von weitem her
Durch das Land und übers Meer,
Und fürs Vaterland zum Streit
Eilt mein Liebster schon bereit.

Gott der Liebe, der mich schuf,
Höre einer Armen Ruf,
Die im heißesten Gebet
Auf zu Dir um Rettung fleht!

Am 7. April 1815 kam es in Breslau zu der lang ersehnten Vereinigung. Dem jungen Ehemann war es wie ein Traum, er kann sein Glück kaum fassen, zögernd gesteht er der angebeteten Frau, daß er ihre aufopfernde Liebe und stille Güte oft in Liedern habe preisen wollen und bricht schließlich in den jubelnden Ruf aus:

„Ach, wen Gott lieb hat, gab er solche Fraue!“

Von dem häuslichen Glück der Neuvermählten gibt uns auch die Charakteristik Kenntnis, die Eichendorff in Briefen von seiner Gattin entwirft. Dem Studienfreunde Otto Heinrich Graf von Loeben gegenüber bezeichnet er im Jahre 1816 Luise als ein fröhlich sinniges Kind und geistreiche Genossin seiner schönsten Erinnerungen an Jugend und Heimat. Derselben Zeit entstammt auch ein Bericht Eichendorffs an seinen Bruder, in dem es unter anderem heißt: „Du darfst meine Frau nicht mehr nach Erinnerungen aus alter Zeit beurteilen. Ihr Hineinleben in mich, großer Kummer und das gewaltsame Herausreißen aus dem heimatlichen Boden und Sauerteig haben ihre frühere sinnlich reizende, mutwillig spielende Lebhaftigkeit in die Tiefe versenkt und in eine unendlich milde, stille, lebenskräftige Güte verwandelt, welche ihr unter den kritischsten Menschen . . . zu Berlin, wo sie so lange einsam stand, eine aufrichtige Bewunderung und Liebe verschafft. . . . Sonst ist sie jetzt blühender als jemals. . . . Betrachte sie hinfüro ganz als eins mit mir, denn sie ist es in aller Hinsicht. Mein Kind Hermann schaut mit großen blauen Augen kurios in die Welt hinaus.“

Nachdem Eichendorff einige Jahre als Referendar der Regierung in Breslau[1]) angehört und vorübergehend im Kultusministerium als Hilfsarbeiter Verwendung gefunden hatte, wurde ihm 1820 die interimistische Verwaltung der erledigten Stelle eines katholischen Konsistorial- und Schulrates in Danzig übertragen. Während der Wintermonate bewohnte er hier in der Hauptverkehrsstraße (Langgasse) eines jener spitzgegiebelten Patrizierhäuser, die in seinem bekannten, von Pfitzner in seltener Farbenpracht vertonten Gedichte „In Danzig“ („Dunkle Giebel, hohe Fenster“) ihren Widerklang gefunden haben und durch ihre Tiefe die Mög-

[1]) Er wohnte hier zeitweise Hummerei Nr. 32.

lichkeit stiller Zurückgezogenheit bieten. In der günstigen Jahreszeit fand er in dem unfern der heutigen Vorstadt Langfuhr gelegenen altertümlichen Herrenhause Silberhammer[2]) mit seinen hübschen Parkanlagen und mächtigen Bäumen willkommene Gelegenheit, sich aus dem Getriebe der großen Stadt in die grüne Einsamkeit zurückzuziehen. Besonders nahe stand dem Dichter und seiner Familie während dieser Zeit der feinsinnige und großherzige Bischof von Ermland, Prinz Joseph von Hohenzollern, aufrichtige Freundschaft verband ihn aber auch mit evangelischen Geistlichen, so mit dem Archidiakonus D. Kniewel, sowie mit dem rationalistisch gesinnten Oberpräsidenten und Staatsminister Theodor von Schön. Auf Veranlassung des letzteren wurde Eichendorff 1824 als Oberpräsidialrat nach Königsberg berufen, wo er mit der Gelehrtenwelt regen Verkehr unterhielt, ohne sich jedoch auf diese zu beschränken. Nichts erinnert in Königsberg an des Dichters Aufenthalt, keine Straße ist nach ihm benannt, keine Gedenktafel meldet uns seinen Namen. — „Und keiner mehr kennt mich auch hier." — An dieser Stätte seines Wirkens scheinen die Dichterworte zur Wahrheit geworden zu sein.

1831 wurde Eichendorff als Rat der katholischen Abteilung in das Kultusministerium versetzt. Wohin ihn aber auch das Schicksal immer verschlagen mochte, überall stand ihm die treu sorgende Gattin aufopferungsfreudig und hilfreich zur Seite. Dunkle Schatten waren auf der Eltern Lebensweg gefallen. Von fünf Kindern wurden ihnen die beiden jüngsten im zartesten Alter wieder entrissen. Dem Schmerze des Vaters verdanken wir tiefergreifende Weisen, die mit zum schönsten gehören, was er uns gegeben, Herzenstöne, die in ihrer Tiefe und Innigkeit wohl von keinem Dichter weder vor noch nach ihm übertroffen worden sind. Auffallen mag

---

[2]) Damals Eigentum des Grafen Fabian zu Dohna.

es, daß der Dichter, der seinem Kummer über den Verlust des Töchterchens in so rührender Weise Ausdruck zu geben verstand, niemals Mutterliebe besungen hat. Aber Eichendorff liebte es nicht, sein persönliches Empfinden der Öffentlichkeit preiszugeben. Nur im vorliegenden Falle machte er eine Ausnahme. Mit Mörike mochte er sprechen:
„Siehe, von allen den Liedern nicht eines gilt dir, o Mutter,
Dich zu preisen, o glaub's, bin ich zu arm und zu reich."

Auch andere Lieder, in denen er weniger wichtige Ereignisse innerhalb des Familienlebens zur Darstellung bringt, geben Zeugnis von zärtlichster Liebe zu den Seinen, so namentlich das schöne Gedicht „Zum Abschied meiner Tochter". Dem vereinsamten Vater „graut vor dem stillen Haus" und wehmütig sendet er dem „durchs Tor in die Stille der Felder" enteilenden Wagen seinen Gruß nach:

„Lieb' Töchterlein, fahre mit Gott!"

Die Erziehung der Kinder — „ein Kapitel, von dem fast alle Weiber am liebsten sprechen und am wenigsten verstehen"[3]), ruhte, da es dem vielbeschäftigten Beamten, wie es in einem seiner Briefe heißt, an Zeit und Geschick gebrach, die erforderliche Aufsicht zu führen, fast ausschließlich in den Händen von Eichendorffs Gattin. Der energischen Frau Dichterin Be mühungen müssen indessen nicht immer und überall den erwarteten Erfolg gehabt haben, wenigstens hielt Eichendorff es im Jahre 1833 für geboten, seinen vierzehnjährigen jüngsten Sohn, um ihn den Zerstreuungen der Großstadt zu entziehen, der Obhut eines am Gymnasium zu Braunsberg tätigen ehemaligen Kriegsgefährten anzuvertrauen.

Irdischem Gewinne entrückter Idealismus hatte im Hause Eichendorff eine dauernde Heimstätte. Eine jugendliche Verwandte trat als Pflegetochter in Eichendorffs Familienkreis, einen mittellosen, aber sehr talentvollen Studenten, den

---

[3]) Ahnung und Gegenwart I 7.

späteren Professor und Direktor der Königsberger Sternwarte Ludwig Busch, nahm er als Erzieher seiner beiden Söhne in sein Haus auf. Die so uneigennützig und rücksichtsvoll dargebotene Hilfe hat in beiden Fällen ihren Zweck erfüllt. Marianne von Fiedler starb 1907 nach langem, segensreichen Wirken als Ursulinerin in einem Kloster zu Reichenberg in Böhmen. Busch bewahrte seinem einstigen Wohltäter jederzeit ein dankbares Andenken. Noch einige Monate vor seinem Tode schrieb er dem Dichter: „Die Vorsehung führte mich zu Ihnen, und Ihre Güte bahnte mir den Weg, auf dem ich zu einem so glücklichen Ziele gelangt bin. Dank Ihnen, Dank der Frau Baronin, die einem jungen unbekannten Menschen solches Zutrauen schenkten.“ Eichendorffs opferwillige Nächstenliebe bezeugt auch der Umstand, daß eine Verwandte seiner Schwiegereltern bis zu ihrem Tode ihren Lebensunterhalt fast ausschließlich aus seinen Händen empfing. Dabei waren die finanziellen Verhältnisse des Dichters keineswegs als glänzend zu bezeichnen, zumal er, wie er in einem Bericht an den Minister von Altenstein vom Jahre 1843 hervorhob, seinen als Regierungsreferendar in Frankfurt lebenden ältesten Sohn gänzlich, die beiden anderen Kinder, von denen der Sohn als Leutnant einem in Danzig garnisonierenden Grenadierregiment angehörte, die Tochter aber seit 1837 mit einem wissenschaftlich hochgebildeten, aber vermögenslosen Offizier, dem als Major und Direktor der Divisionsschule in Neisse 1858 verstorbenen Ludwig von Besserer-Dahlfingen vermählt war, größtenteils zu erhalten hatte[4]). Erst durch die Verheiratung seiner beiden Söhne

---

[4]) Im Nachlaß des Dichters befindet sich der Entwurf zu dem Gedicht: „An einen Offizier, der als Bräutigam starb“, mit der Überschrift „An Kaminietz i. e. An einen sterbenden Soldatenbräutigam.“ Hierzu ist erklärend zu bemerken, daß die Verlobung von Eichendorffs Tochter Therese mit dem Leutnant im 2. Ulanen-Regiment von Kaminietz mit Rücksicht auf dessen schwere Erkrankung aufgehoben

und nachdem er infolge des Ablebens des Bruders und seines in Wien wohnenden Oheims Alleinbesitzer des Lehngutes Sedlnitz in Mähren geworden war, trat für Eichendorff eine nicht unwesentliche Entlastung ein.

Während seines 13jährigen dienstlichen Aufenthaltes in der preußischen Hauptstadt hat ein so häufiger Wohnungswechsel stattgefunden, daß die Vermutung naheliegt, Eichendorff habe seinen gesamten Hausrat in Königsberg zurückgelassen und alle die Jahre hindurch mit möblierten Zimmern vorliebgenommen. Hierfür spricht auch der Umstand, daß er nach seiner Verabschiedung in der Zeit von 1848—1854 für die Dauer des Winters meist bei der Familie seines als Erzieher zum Kadettenkorps[5]) kommandierten Schwiegersohnes Quartier nahm, in den Sommermonaten dagegen irgendeine hübsch gelegene Wohnung am Kreuzberge oder im Tiergarten zu mieten pflegte[6]). Zuweilen suchte er auch Erholung in Cöthen oder in der idyllischen Einsamkeit von Sedlnitz.

Wenn August Reichensperger irgendwo erwähnt, daß Eichendorff in stiller Zurückgezogenheit gelebt und es ihm eine gewisse Überwindung gekostet habe, einer Einladung Folge zu leisten[7]), so ist dies nur für die Zeit zutreffend, wo die zunehmende Kränklichkeit der Gattin den Dichter zwang, dem Gesellschaftsleben vollständig zu entsagen. Eine ungezwungene heitere Geselligkeit war ihm in besseren Tagen geradezu ein Bedürfnis. An einem bestimmten Tage der Woche pflegte er seine zahlreichen Freunde und Bekannten

---

wurde. Kaminiek hat Thereses späteren Gatten um mehrere Jahre überlebt.

5) Neue Friedrichstraße 13.

6) „Sie wohnen," schrieb 1832 Schön seiner Frau, „sehr hübsch und sind auch sehr gut eingerichtet."

7) Reiter, Joseph von Eichendorff. Sein Leben und seine Dichtungen. Köln 1887. S. 102.



um sich zu versammeln. Nicht nur Vertreter von Kunst und Wissenschaft, sowie Berufsgenossen gaben sich in seinem gastlichen Heim ein Stelldichein, sondern man fand dort auch jederzeit einen Kreis jüngerer Männer aus allen Ständen. Im Jahre 1839 berichtete der dem Dichter eng befreundete Theodor von Schön seiner Frau: „Bei Eichendorff fand ich Studenten und Offiziere, junges Volk, und das war mir eine rechte Erholung.“ Wolfgang Müller, einer der jüngeren Verehrer des Dichters, hat 1859 in Westermanns illustrierten deutschen Monatsheften unter der Überschrift „Ins alte romantische Land“ jene Abendzirkel anschaulich geschildert. „Eichendorff“, heißt es hier unter anderem, „wohnte damals vor dem Leipziger Tore auf der Potsdamerstraße, auf dem ersten Stock eines Hauses zur rechten Hand, wenn man aus der Stadt kommt. Ich fand bei ihm eine durchaus einfache Häuslichkeit, in der er als schlichter Hausvater waltete. Da war nichts von der Repräsentation A. W. Schlegels und von der spezifisch literarischen Sphäre Tiecks. . . . . Der Dichter hatte gesungen, weil er singen mußte. In seinen bürgerlichen Verhältnissen war er vor allem Beamter. Seine Poesie schien das stille Heiligtum seiner Seele; er hielt nicht zurück mit ihr, weil er sie als Gabe Gottes betrachtete, aber er drängte sie auch nicht auf. So fand man denn bei ihm auch keine literarischen Zirkel, er genügte sich selbst, er glich dem süßen Vogel, der einsam in einer Ecke des Gartens sitzt und sein Lied singt, so oft es ihm ankommt, sich wenig kümmernd, ob man ihm lauscht oder ob man seine Töne überhört. Aber es freute ihn doch, daß man ihm wirklich froh und herzlich gelauscht hatte. Mit leisem wohlwollenden Lächeln hörte er mir zu, wenn ich ihm erzählte, daß die Künstler und Studenten seine Lieder in alle Welt trügen, und daß ich selbst immer tapfer dabei gewesen wäre. Als er nun auch erfuhr, daß ich auf der Gitarre klimperte und viele seiner Dichtungen auswendig wußte, da wurde, wenn ich kam, ein Instrument herbei-

geschafft, und ich versuchte die fast schon vergessene Kunst des rheinischen Naturgesanges. So gut und schlecht die Versuche auch gerieten, so hatte er doch Freude, die hell über seine milden Züge glänzte, wenn ich anhob." Lange Jahre hindurch war Eichendorff auch ein ziemlich regelmäßiger Besucher der literarischen, sogenannten Mittwochsgesellschaft, wo sich ihm Gelegenheit bot, mit den schriftstellerischen Kreisen Verbindung zu unterhalten. Anläßlich der Schilderung eines Versammlungsabends der jeden Montag im Kaffee National (Unter den Linden) tagenden literarischen Gesellschaft, gibt uns Emanuel Geibel eine liebevolle Charakteristik des Dichters: „Wir hätten noch länger miteinander gesprochen, hätte uns nicht das Eintreten eines Mannes unterbrochen, welchem alle mit einer Art freundlicher Ehrfurcht entgegentraten. Er war von schlanker Gestalt, sein Gesicht hatte einen frischen und wohlwollenden Ausdruck, und wenn sein Haar schon bedeutend ins Graue spielte, so lag doch in seinem Wesen etwas außerordentlich Jugendliches und Rasches, das durch den fröhlichen Blick des lebendigen Auges und durch den kurzen grünen Jagdrock, den er trug, noch erhöht wurde. Es war der Freiherr Joseph v. Eichendorff, derselbe, dessen vortrefflicher „Taugenichts" uns in den letzten Ferien soviel Vergnügen machte. Später stellte Hitzig mich ihm noch besonders vor, und er kam mir ganz nach seiner liebenswürdigen Weise mit der größten Freundlichkeit entgegen"[8]).

Seinem Sohne Hermann schrieb Eichendorff einst: „Möge Dir der Himmel ein so ruhiges und zufriedenes Alter bescheren wie mir." Er hatte auch keine Veranlassung, mit seinem Schicksal unzufrieden zu sein. Als Dichter waren ihm wahrhaft überraschende Erfolge beschieden, in literarischen Kreisen hatte man ihn sogar mit Ehren geradezu überschüttet und

---

[8]) Em. Geibels Jugendbriefe, herausgeg. von Fehling Berlin 1909. S. 73.

inmitten seiner Lieben fand er, weitab vom Alltagslärm, jene stille Seligkeit, die ihm bis an sein Lebensende die Jugendfrische bewahrte. Nur die mit seiner amtlichen Stellung verbundenen Mißhelligkeiten trübten mitunter die Sonne des Glückes. In seine Dienstzeit fielen die sogenannten Kölner Wirren, die zur Verhaftung des Erzbischofs von Droste-Vischering führten und den Kampf gegen die Kirche auf der ganzen Linie eröffneten. Die katholische Überzeugungstreue, die Eichendorff niemals verleugnete, machte ihn seiner Umgebung verdächtig. An eine Beförderung war unter diesen Umständen nicht zu denken[9]). Von allen gelobt und von niemand gefördert, flüchtete er immer wieder in seine schönste Trösteinsamkeit, die Familie. Schön, dem jede gewaltsame Unterdrückung der religiösen Überzeugung Andersdenkender in der Seele verhaßt war, mißbilligte die Haltung der Regierung auf das entschiedenste. „Durch die Geschichte mit dem Erzbischof von Köln," schrieb er 1837 von Berlin aus seiner Frau, „ist man hier blind gegen die Katholiken, und das äußert sich auch gegen Eichendorff. Das ist nicht gut."

1844 schied Eichendorff aus dem Staatsdienst und hielt sich seitdem bis zum Jahre 1855 abwechselnd in Danzig, Wien, Cöthen, Sedlnitz, Dresden und Berlin auf. Mit dem vorschreitenden Alter trat Frau Luise immer mehr in den Vordergrund. Sie war ihres Gatten unzertrennliche Begleiterin und an seiner Seite wurden auch ihr reiche Ehren zuteil. Doch ihre Tage waren gezählt. Schon seit Jahren kränkelnd, kam 1855 ein schweres Leberleiden bei ihr zum Ausbruch, von dem sie in Karlsbad vergeblich Heilung suchte.

---

[9]) Als Kuriosum verdient erwähnt zu werden, daß Eichendorff als höherer Ministerialbeamter nach mehr als dreißigjähriger vorwurfsfreier Dienstzeit ohne jede äußere Anerkennung in den Ruhestand trat. Außer der Kriegsdenkmünze für 1813/14 und dem bayer. Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst besaß der Dichter überhaupt keine Auszeichnung.

Als die Kranke die Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes erkannte, verlangte sie mit steigender Sehnsucht, zu ihrer in Neisse lebenden Tochter gebracht zu werden. Mit Rücksicht auf ihre große Schwäche erfolgte die Reise etappenweise in Begleitung des Hausarztes. Am Ziele ihrer Wünsche angekommen, hat sie das Krankenlager nicht wieder verlassen. Am 3. Dezember 1855 entschlummerte sie sanft und friedlich, ihre letzten Worte galten ihren Kindern. Bis in die tiefste Seele war Eichendorff erschüttert. Der Schmerz über den herben Verlust ist nicht mehr von ihm gewichen, „er blieb zu groß und frisch, um sich irgendwie in poetischer Verklärung auszusprechen." Einem Verwandten berichtete Eichendorff damals: „Die Mutter ist von uns geschieden. Heute früh um 8 Uhr ist sie, nachdem sie vor einigen Tagen die heiligen Sterbesakramente empfangen, bewußtlos und sanft eingeschlummert. Ich bin bis in den Tod betrübt und kann heute nichts weiter schreiben, Gott gebe ihr die ewige Seligkeit und uns Kraft, es zu ertragen; mir ist, als könnte ich nie wieder fröhlich sein." Die wenige Zeit, die ihm noch beschieden war, verweilte der schwer geprüfte Dichter in der Nähe der Ruhestätte der geliebten Gattin. Wie ein Schiffbrüchiger, dessen Lebensschiff zerschlagen, rettete er sich, nach seinen eigenen Worten, an das nächste Eiland, und hielt sich, da er die Gattin verloren, zu den Kindern.

In stiller Zurückgezogenheit lebte Eichendorff fortan im Kreise der Seinigen, immer gleich heiteren, genügsamen Sinnes, herzlich Anteil an Leid und Freud um sich her nehmend, ein Gegenstand aufmerksamer, ehrerbietiger Sorge seiner Umgebung[10]). Wenn der Dichter in einem seiner Briefe von einem Eremitenleben spricht, das er in Neisse führe, so bezieht sich diese Äußerung wohl hauptsächlich auf den Mangel aller literarischen Beziehungen und jener geistigen

[10]) Nach einem Bericht Ludwig v. Besserers über die letzten Lebenstage des Dichters.

Anregung, die er bisher in so reichem Maße genossen. Vor wirklicher Vereinsamung schützte ihn der gesellschaftliche Verkehr des Bessererschen Ehepaares, sowie die Liebe munterer und begabter Enkelkinder.

Eine letzte große Freude bereitete dem alternden Dichter die Kunde von der Verlobung seines als Regierungsassessor in Aachen weilenden Sohnes[11]. Am 23. Februar 1856 schrieb er diesem: „Das ist endlich wieder einmal eine freudige Nachricht! Es schmerzte mich schon lange, daß Du so einsam und verlassen in der Welt stehen solltest. Nun hat sich gottlob alles in einer Weise gelöst, die nach Deinen Mitteilungen Dich glücklich zu machen verheißt, und auch allen meinen Wünschen in Betreff der Familienverhältnisse, der Religion, der Gesinnung und Bildung vollkommen entspricht. Nehmt also, meine geliebten Kinder, recht aus voller Seele meine Zustimmung und meinen Segen zu dem Bündnis, das Gott in seinen gnädigen Schutz nehmen möge!" — Einige Monate später konnte Eichendorff die Neuvermählten in seine Arme schließen und sie zum Grabe der Mutter geleiten. „Der überaus freundliche Ausdruck des Gesichtchens und der geistvollen Augen" seines neugewonnenen Töchterleins hatte es Eichendorff angetan. Sein Sinnen und Hoffen stand fortan nach dem Rhein und nach einem „ungestörten dauernden Zusammenleben" mit seinen dort lebenden Kindern. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Schon im nächsten Jahre fand er auf dem stimmungsvollen Jerusalemer Friedhofe, wo er so oft am Grabe seiner treuen Lebensgefährtin geweilt, ihr zur Seite, seine letzte Ruhestätte.

„Wir sind durch Not und Freude
Gegangen Hand in Hand,
Vom Wandern ruh'n wir beide
Nun überm stillen Land." —

---

[11]) Vgl. A. Nowack, Hermann Freiherr v. Eichendorff (Eichendorff-Kalender 1914, S. 39—49).

Eichendorffs Romanze „Das zerbrochene Ringlein" und ihre Entstehung

Von Karl Freiherrn von Eichendorff

Ein wundersamer Zauber ruht in den Eichendorffschen Liedern. Sie schmeicheln sich in unsere Seelen ein wie der Sang der Nachtigall in lauer Frühlingsnacht und wecken in uns die Erinnerung an die unvergeßlichen Melodien, die der Mutter Mund uns sang in seliger Kinderzeit. Als die Gedichte im Jahre 1836 zum ersten Male gesammelt erschienen, war es den Zeitgenossen, wie es in einer gleichzeitigen Besprechung heißt, als ob man verwundert an einem lichten Herbstmorgen eine Spätlerche singen höre, denn nichts gemahne mehr an die verschwundene Frühlingspracht, als eben die Stimme des einsam jubilierenden Frühlingsboten. Zahlreiche in Zeitschriften und Almanachen veröffentlichte und von Meisterhand vertonte Lieder wurden schon damals von Tausenden froher Sänger in die Lüfte gesandt und waren zu unentbehrlichen Vortragsstücken geworden[1]). In Westermanns illustrierten deutschen Monatsheften[2]) erzählt Wolfgang Müller: „Wenn ich mit meinen Künstlerfreunden in Düsseldorf und mit meinen Studiengenossen in Bonn zusammen war, so hatten wir die Schlegel, Tieck, Kleist und Brentano wohl gelesen, aber den lieben Eichendorff hatten wir gesungen.

---

[1]) Den durch Stimmungsgehalt und Wohllaut ausgezeichneten Dichtungen Eichendorffs verdanken zahllose deutsche Komponisten ihre Motive. Wohl kein Dichter ist häufiger vertont worden. Das „zerbrochene Ringlein" hat sich einer besonderen Bevorzugung seitens unserer Tondichter nicht zu erfreuen gehabt. Nach einer auf Vollständigkeit keinen Anspruch machenden Zusammenstellung ist das Lied bis zum Jahre 1885, abgesehen von der Glückschen Volksweise, 26 mal in Musik gesetzt worden (vgl. E. Challier, Gr. Liederkatalog. Einstimmige Lieder. Berlin 1885).

[2]) Juli 1859. Nr. 34.

Wie oft waren da nicht die Klänge ‚In einem kühlen Grunde' zur Tageszeit in Wald und Feld, durch Berg und Tal und zur Nacht in den Straßen der Stadt aus unseren Kehlen geschmettert worden, denn dies Lied galt schon zu jener Zeit als Volkslied. Wir wanderten mit dem Gesang: ‚Wem Gott will rechte Gunst erweisen' und ‚Es schienen so golden die Sterne'. Und dann hatte ja auch Mendelssohn zu zwei Texten des Dichters: ‚Wer hat dich du schöner Wald' und ‚O Täler weit, o Höhen' die wundervollen Melodien gefunden, die heute noch stets zum Vortrag kommen, wenn irgendwo Quartette erhoben werden."

Von den Liedern unseres Dichters hat keines einen größeren Zauber auf die Volksseele ausgeübt, keines ist inniger mit ihr verwachsen als die Mär vom zerbrochenen Ringlein. Daß das Lied schon bald nach seiner Entstehung allgemein für ein Volkslied gehalten wurde, bezeugt uns Eichendorff selbst in einem Briefe vom Jahre 1838 an den Prinzen Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, der für seine Autographensammlung eine Handschrift unseres Dichters zu erhalten wünschte. Es heißt darin: „Mit Freuden möchte ich daher das Schönste übersenden, das ich besitze, da ich aber zu diesem Zwecke meine Papiere durchblättere, stoße ich immer auf ein einfaches Liedchen, dem man vielfach die Ehre angetan, es für ein Volkslied zu halten und das also nicht das Schlechteste sein kann[3])." Im Sturme eroberte die herrliche Weise in der Vertonung von Fr. Glück die Herzen auch der verstaubtesten Maschinenmenschen, ganz besonders aber war es die sanges- und waldfrohe Jugend, die sie in ihren Bann zog, so daß es wohl kaum einen deutschen Jüngling, ein deutsches Mädchen geben dürfte, dem die Verse noch nicht von den Lippen geklungen sind.

---

[3]) Die Originalhandschrift des Gedichtes befindet sich im Stift Neuburg bei Heidelberg.

Die Mühlenpoesie, die in vergangenen glücklicheren Tagen so viele und köstliche Blüten getrieben hat, ist dem Geiste unserer Zeit zum Opfer gefallen. Wohl murmeln und rauschen in unseren heimatlichen Tälern die Wasser noch wie ehedem, wohl rattern und ächzen in den Wäldern zahlreiche Sägemühlen, aber die traute behagliche Dorfmühle hat der jeden Kleinbetrieb verschlingenden, mit Dampf und Elektrizität arbeitenden Großindustrie das Feld räumen müssen. Die Müller, der Not gehorchend, haben sich vielfach anderen Berufszweigen zugewandt, ihre Wohnungen sind verödet oder in Wirtshäuser umgewandelt worden. Nur das Mühlrad blieb aus Pietätsrücksichten erhalten. Die Zeit ist wohl nicht mehr fern, wo man diese Rädergattung nur noch in Chroniken erwähnt finden wird und beim Anblick der in Museen untergebrachten „letzten ihres Stammes" Gelegenheit hat, aller der Sänger zu gedenken, die in ihren Liedern die Mühle verherrlichten.

Um das volkstümlichste aller Mühlenlieder hat sich ein vollständiger Sagenkreis gebildet. Schon sein Eintritt in die Welt war mit besonderen Umständen verbunden und um so bemerkenswerter, als sich hieran eine hübsche Erinnerung an einen Vertreter des von Eichendorff so oft besungenen fahrenden Volkes knüpft. Als Justinus Kerner seinen „Deutschen Dichterwald" herausgab, ging ihm eines Tages, wie er nach Eichendorffs Tod erzählte, ein Beitrag für seine Sammlung zu, der ihn hoch entzückte. Es war des vierundzwanzigjährigen Eichendorff Lied vom zerbrochenen Ringlein. Sorgsam legte Kerner, der damals ein freigelegenes Haus im württembergischen Waldorte Welzheim bewohnte, das Blatt auf seinen Schreibtisch, um es den bereits zur Druckerei abgegangenen Beiträgen der Uhland, Schwab und all der anderen Sangesgenossen der dichterfrohen Zeit noch rechtzeitig nachzusenden. Da fuhr ein Windstoß durch die Poetenstube und wie ein freigewordenes Vöglein flatterte das wahr-

haft zum fliegenden Blatt gewordene Gedicht über Häuser und Bäume hinweg ins Freie. Der junge Dichter durchstreifte viele Stunden lang in Begleitung eines befreundeten scharfsehenden Jägers erfolglos die benachbarten Wälder und Felder, um des kostbaren Schatzes wieder habhaft zu werden. Am anderen Tage trat ein mit Maultrommeln, Armbändern und Fingerringen über Land ziehender Tiroler bei ihm ein, und siehe da, in der Hülle eines der Gegenstände erkannte er die schmerzlich vermißte Handschrift. Eine Wegstunde weit war sie entflogen und hatte sich schließlich auf einem blühenden Flachsfelde niedergelassen. Daß Kerner in seiner Herzensfreude dem Hausierer gleich ein ganzes Dutzend seiner Maultrommeln abkaufte, ist begreiflich.

Welch nachhaltigen Eindruck das Gedicht auf das empfängliche Gemüt Kerners ausgeübt hat, ergibt sich aus seinem erst kürzlich in der Zeitschrift des Eichendorff-Bundes[4]) veröffentlichten Briefe an den schlesischen Romantiker vom Jahre 1850. Es heißt hier unter anderem: „Wie hab ich Ihrer seit mehr als 30 Jahren immer mit Liebe und Sehnsucht gedacht! . . . Könnt' ich Sie doch endlich einmal hier umarmen. Ich bin alt und blind geworden. . . . ‚In einem kühlen Grunde'. Da war ich noch jung, als Sie mir dieses herrliche Lied sandten, ewig blieb es mir im Herzen . . .[5])".

Auch um bestimmte Orte hat die Mühlensage ihre Fäden gesponnen. Die Zahl jener Mühlen, die Anspruch darauf erheben, Eichendorff zur Abfassung seiner unvergänglichen Dichtung begeistert zu haben, ist nicht gering. Um die Berechtigung solcher Ansprüche prüfen zu können, ist es notwendig, auf die Entstehungsgeschichte dieser Liederperle etwas näher einzugehen. Sie wurde, wie bereits erwähnt, 1812 im Kernerschen Almanach erstmalig veröffentlicht, wir finden

---

[4]) Der Wächter V 2 (1922).

[5]) Der Brief ist niemals in Eichendorffs Hände gelangt.

sie aber auch nicht lange darauf in Eichendorffs Jugendroman „Ahnung und Gegenwart“, der 1810 in Wien begonnen und aller Wahrscheinlichkeit nach im Herbst 1812 vollendet wurde. Die Drucklegung des Werkes erfolgte im Jahre 1815 bei Johann Leonhard Schrag in Nürnberg. Im 20. Kapitel des Romans wird einer Waldmühle gedacht, die so recht behaglich im Sonnenschein vor den Augen des Wanderers lag. „Der Bach rauschte melancholisch an der alten Mühle vorüber, die halbverfallen dastand und schon lange verlassen zu sein schien; das Rad war zerbrochen und stand still. Auf der einen Seite der Mühle war ein schöner lichtgrüner Grund, über welchem frische Eichen ihre kühlen Hallen woben. Dort sah Friedrich ein Mädchen . . am Boden sitzen, halb mit dem Rücken nach ihm gekehrt. Er hörte das Mädchen singen und konnte deutlich folgende Worte verstehen:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen
Und geh'n von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen,
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich ein Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still."

Der Dichter führt alsdann in seiner Erzählung weiter aus, wie das Mädchen den Romanhelden an ein wunderschönes Kind aus längst verklungener Zeit erinnerte, mit dem er als Knabe zu Hause oft gespielt und das er seitdem nie wiedergesehen habe. Es verschwand im Walde, als er sich ihm zu nähern suchte.

Mit diesen Feststellungen scheiden alle westpreußischen und sächsischen Mühlen aus dem Konkurrenzkampfe von vornherein aus. Weder die etwa 14 Kilometer von Danzig entfernte, reizvoll gelegene Zoppoter Talmühle, noch die Kappmühle oberhalb Dresdens, wo ein lauschiger Weg am Talrande des Dichters Namen trägt, können Anspruch auf Berücksichtigung erheben. Das westpreußische Land hat Eichendorff erst durch seine Versetzung nach Danzig 1821 kennen gelernt und die Erinnerung an Dresden, das er als Kind einige Male besuchte, war zur Zeit der Abfassung des Liedes zweifellos längst verblaßt. Ähnlich verhält es sich mit den hier in Betracht kommenden rheinischen Mühlen. Auf dem Wege von Königswinter nach dem sagenumwobenen Kloster Heisterbach im romantischen Siebengebirge streiten zwei unternehmungslustige Wirte, in dem Bestreben, ihre Gäste in einen billigen Literaturrausch zu versetzen, um die Ehre als Wiege jener der Volksseele abgelauschten Klänge zu gelten. Die betreffenden Gasthäuser führen an ihren Giebeln in weithin leuchtenden Buchstaben die charakteristischen Bezeichnungen „Zum kühlen Grunde" und „Zum wirklichen kühlen Grunde". Einige ausrangierte, moosbedeckte Mühlsteine am Wege und ein Bach im Hintergrunde bilden bei beiden Gasthöfen die wirksame Staffage. — Hierzu sei bemerkt, daß der Dichter die Rhein-

lande nur zweimal flüchtig durchquerte, und zwar 1815 auf der Fahrt zum Blücherschen Hauptquartier in Lüttich und im nächstfolgenden Jahre auf dem Rückmarsche in die Heimat. Auch die Eichendorff-Mühle in Ziegelhausen bei Heidelberg dürfte mit der Entstehung des Liedes in keinem Zusammenhange stehen. Die Tagebücher des Dichters geben wenigstens keinen Anhalt zu der Annahme, daß die erwähnte Mühle einen bemerkenswerten Eindruck hinterlassen hat.

In engeren Wettbewerb kommen somit nur noch die Mühlen der oberschlesischen Heimat Eichendorffs, und zwar Oppersdorf, Tost und Brzesnitz. Durch das im Kreise Neisse gelegene Oppersdorf ist der schlesische Romantiker auf seinen Ferienreisen wiederholt gekommen, doch deutet nichts darauf hin, daß die flüchtigen Reisebilder im Gedächtnis des Knaben haften geblieben sind. Emilie von Binzer erzählt in ihren Erinnerungen an Grillparzer („Über Land und Meer“ 1872, Nr. 22), daß während ihres Wiener Aufenthaltes im Jahre 1846 gelegentlich einer geselligen Zusammenkunft mit Eichendorff, Grillparzer, Stifter und Zedlitz, von ihren Töchtern das Lied „In einem kühlen Grunde“ gesungen worden sei. Die hieran geknüpfte Bemerkung, daß das Lied bei einer Mühle in der Nähe von Neisse entstanden sei, dürfte schwerlich auf eine Mitteilung Eichendorffs zurückzuführen sein.

Wo der Burgfelsen von Tost nach Norden abfällt, liegt zu seinen Füßen eine Mühle, deren Schaufelrad auf Anordnung des Besitzers mit Rücksicht auf die hohen Instandhaltungskosten unlängst abgebaut werden sollte. Zur Erhaltung dieses „Stückes oberschlesischer Romantik“ ist, wie seinerzeit in der Tagespresse berichtet wurde, dem Eigentümer eine namhafte Summe zur Verfügung gestellt worden. Die zur Mediatherrschaft Tost gehörige stolze Colonnaburg, welche leider 1811 ein Raub der Flammen wurde, hat im Leben Eichendorffs eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. Bis zum Jahre 1797 war sie Eigentum seines Vaters, von

dessen Familie sie zeitweise als Sommeraufenthalt benutzt wurde. Auf den angehenden Poeten hat das umfangreiche mittelalterliche Schloß mit seinen vielen Türmen, Kuppeln und Ziergärten einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. In seinen poetischen Entwürfen wird desselben vielfach gedacht und noch in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte Eichendorff der Gedanke, Bilder aus seiner Jugendzeit, in denen der Burg eine hervorragende Rolle vorbehalten war, in dichterischer Form zur Darstellung zu bringen. — Von der Mühle aber hören und sahen wir nichts. Der Dichter würde sie schwerlich unerwähnt gelassen haben, wenn er sie zum Schauplatz seiner unsterblichen Romanze gemacht hätte.

Wenn dem Liede überhaupt eine persönliche Erinnerung, ein Erlebnis zugrunde liegt, so kann unseres Erachtens nur eine der beiden Brzesnitzer Mühlen, von denen eine an der Straße nach Lubowitz, die andere im Wygontale liegt, in Frage kommen. Während seines Aufenthaltes im väterlichen Schlosse Lubowitz besuchte der Dichter auf seinen Spaziergängen mit Vorliebe das benachbarte Brzesnitz. Sein Ziel war meist die obere Mühle, wo er gern eine Erfrischung in Form eines Glases Milch entgegennahm. Da der Müller einige liebreizende Töchter sein eigen nannte, sind die Nachbarn schließlich auf die Vermutung gekommen, daß es nicht nur die gute Milch war, die Eichendorff zur Einkehr veranlaßte. Wie A. Nowack in seinen „Lubowitzer Tagebuchblättern“ (Gr. Strehlitz 1907) berichtet, sind diese Angaben auf den 87jährigen Lehrerveteran Joseph Onderka zurückzuführen, dessen Vater 1820 auf Präsentation der Mutter unseres Dichters als Lehrer nach Lubowitz kam und der dort 1849 dem Vater im Lehramte folgte. Die Lage der Mühlen entspricht der Schilderung. Das Tal bildet eine plötzliche Senkung und die Mühle ist wie in einen tiefen Grund hineingebaut. Nach Zeitungsberichten ist die Wygonmühle im Mai 1916 teilweise abgebrannt, das Haus jedoch,

wo das treulose Liebchen gewohnt haben soll, blieb unversehrt.

Eichendorffs Vorbild ist das Volkslied, dessen Spuren sich durch seine ganze Lyrik verfolgen lassen. Anregung gaben ihm im vorliegenden Falle wahrscheinlich die schlichten Verse des Volksliedes „Mühlrad[6])“:

„Dört hoch auf jenem Berge,
Da get ein Mülerad,
Das malet nichts denn Liebe
Die Nacht bis an den Tag;

Die Müle ist zerbrochen,
Die Liebe hat ein End',
So g'segen dich Gott, mein feines Lieb!
Jez far ich ins Ellend.“

In „des Knaben Wunderhorn“ ist uns dieses Lied in drei verschiedenen Fassungen erhalten, von denen die vorerwähnte Eichendorffs Dichtung wohl am nächsten steht.

Das von dem schlesischen Romantiker während seiner Studienzeit in Heidelberg gern gesungene Volkslied „Müllers Abschied“ (vgl. die Tagebuchnotiz vom 13. März 1808: „Mein Singen: Da droben auf jenem Berge“) ist stark gekürzt und mit nicht unwesentlichen Abänderungen in das „Wunderhorn“ übergegangen. Einen vollständigen Abdruck mit Singstimme enthält das von Franz Kugler und dem Maler R. Reinick herausgegebene „Liederbuch für deutsche Künstler“[7]). Die vier ersten Strophen lauten:

Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein kleines Haus,
Da schauen all Morgen und Abend
Drei schöne Jungfern heraus.

---

[6]) Bergkreyen. Ulm 1583.

[7]) Berlin 1833. Vereinsbuchhandlung.

Die eine, die heißet Susanne,
Die andere Anne-Marei,
Die dritte, die darf ich nicht nennen,
Die soll mein eigen sein.

Da drunten in jenem Tale,
Da treibt das Wasser ein Rad;
Mich treibet nur die Liebe
Bei Tag und auch bei Nacht.

Das Mühlrad ist zerbrochen,
Das Wasser hat doch kein End:
Wenn sich zwei Liebende trennen,
So reichen sie sich die Händ[8]).

Durch Weglassung der den Zusammenhang aufklärenden letzten Strophe des Gedichtes in der mehrfach erwähnten Volksliedersammlung:

„Das Liedlein hat hier ein Ende,
Es hat wohl ein Müller erdacht,
Den hat des Ritters Töchterlein
Vom Lieben zum Scheiden gebracht."

hat der Text an Verständlichkeit sehr eingebüßt. In seiner Besprechung des „Wunderhorn" schrieb Goethe über das Lied: „Für den, der die Lage fassen kann, unschätzbar, nur daß die erste Strophe einer Emendation bedarf." Eichendorff hat die beanstandeten Strophen ausgeschieden. Ob er Goethes Rezension gekannt und den dort erteilten Rat sich zunutze gemacht hat, entzieht sich unserer Kenntnis.

Aus den vorstehend mitgeteilten Versen ersehen wir, in welcher Weise der Dichter zuweilen auf der Grundlage älterer Vorlagen seine in ihrer Schlichtheit tief ergreifenden Lieder geschaffen hat, die uns den ganzen Zauber der Romantik ins Haus tragen und fortleben werden, solange deutsche Eichen rauschen.

---

[8]) Das Lied hat hier acht Strophen, im „Wunderhorn" dagegen nur fünf.

Aus dem Freundeskreise Eichendorffs:
IV. Adam Müller / Von Ewald Reinhard

Wie Görres, Friedrich Schlegel und manche andere geistige Führer des romantischen Zeitalters gehört auch Adam Müller, der große Staatsgelehrte romantischer Richtung, zu den Verkannten unseres Volkes. Aber während bei Görres, Schlegel, ja selbst bei Karl Ludwig von Haller, sich in der Gegenwart eine Wendung zum Besseren ankündigt, steht Adam Müller, der Genosse Kleists, der Freund von Friedrich Schlegel, der Vertraute von Gentz, der geistvolle Gegner von Adam Smith, der feinsinnige Schriftsteller und bewunderte Redner noch immer in einem wunderlichen Zwielichte, so daß seine geistige Silhouette kaum in den Hauptumrissen zu erkennen ist.

Nicht eine einzige Lebensdarstellung von Adam Müller ist in den fast hundert Jahren, die nach seinem Tode verflossen sind, zustande gekommen; denn die von A. Dombrowsky einstmals angekündigte Adam-Müller-Biographie ist bis heute nicht erschienen. So sind wir immer noch auf die kurzen Lebensabrisse angewiesen, die größere Sammelwerke zu bringen pflegen, die aber leider erfahrungsgemäß meist nur Ganz- oder Halbabschriften von gewissen Vorlagen sind. Eine solch oft ausgeschriebene Vorlage ist die Lebensskizze Müllers in Rosenthals „Konvertitenbildern".

Adam Müller gehört nun ebenfalls in den Freundeskreis Eichendorffs; der Dichter lernte ihn im Jahre 1809 zu Berlin kennen, wo er damals mit seinem Bruder Wilhelm und dem Schwärmer Loeben weilte. Zu dieser Zeit war der dreißigjährige Adam Müller bereits bedeutend gereift und auch in der Öffentlichkeit kein Unbekannter mehr. Am 30. Juni 1779 zu Berlin geboren, hatte er zuerst Theologie, dann Rechtswissenschaft studiert, darauf hatte er nach vorübergehender

Beschäftigung als Referendar große Reisen nach Skandinavien, Polen und Österreich unternommen, hatte am 30. April 1805 zu Wien das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt, war ferner durch seine Dresdener Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur auch schon als Gelehrter hervorgetreten — im Jahre 1806 hatte er sie dem Drucke übergeben — und nun befand er sich, seit 1808 auch weimarischer Hofrat, in seiner Vaterstadt, um dort eine Staatsanstellung zu erhalten oder sich sonstwie im Leben zu betätigen. Den Vermittler zwischen dem Gelehrten und der schlesischen Nachtigall machte Graf Loeben, der Adam Müller vom Jahre 1806 her kannte, wo er ihm in Dresden begegnet war; Loeben war dann mit dem fesselnden Manne in brieflicher Verbindung geblieben, und ein Brief von Loeben führte Eichendorff auch bei Adam Müller ein. Am 28. November 1809 machte der Dichter seinen Antrittsbesuch, und gleich beim ersten Male gewann Eichendorff von Müller einen ungemein günstigen Eindruck. Er charakterisiert ihn als „ziemlich groß, freundliche Physiognomie, galant, ausgezeichnet fein und artig", aber auch als „Tabakschnupfend". Besonders aber zog ihn Müllers Unterhaltungs- und Darstellungsgabe an, wie ja alle Freunde und Bekannte des Mannes seinen mündlichen Vortrag als unübertrefflich rühmen. Eichendorff zeichnete denn auch mit Behagen die Charakteristik einiger Männer in seinem Tagebuche auf, wie er sie von dem oft sarkastischen Hofrate gehört hatte; da erscheint denn Friedrich Schlegel als „Eisenhämmerer, jetzt embonpoint in Uniform in Troppau, Frömmler", A. W. Schlegel als „ein aimable étourdie mit Brille", Tieck als „durchaus liebenswürdig", aber mit einer „unausstehlichen Gicht" behaftet, Alexander von Humboldt mit „wissenschaftlichem Mute" begabt, „sonst unwißenschaftl. u. unausstehlich sentimental", er erzählte dann noch „von seinem eigenen Rufe in die Wiener Kanzlei", „von dem Geistesdrucke Öster-

reichs"; der Besuch endigte mit einer Einladung zum Tee, der jedenfalls auch entsprochen wurde.

Im Dezember traf Graf Loeben erwartetermaßen selber ein, und nun wurde der Verkehr mit dem Müllerschen Hause reger. Man hatte dort nicht nur stets Gelegenheit, geistvolle Gesellschaft anzutreffen, wie Major von Kleist, einen „schönen, großen, ernsten Mann", „Mad. Sander", Theremin, sondern man labte sich dort auch gerne an leiblichen Genüssen, wozu Tee mit Rum gehörte oder auch „delicioser" Kuchen. Adam Müller selbst bleibt aber nach wie vor unmerklich der Mittelpunkt, ob er nun „ächt komische Darstellungen des Böttchers, Ramdohrs etc." gibt (15. Dezember 1809) oder mit „seiner herrlichen Declamation des 4. Acts aus Eugenie, des hohen Liedes von Bürger etc." die Gesellschaft unterhält, wobei er es auch an bezeichnenden Gesten nicht fehlen läßt (21. Dezember 1809). „Mad. Müller" fand Eichendorff dabei „recht liebenswürdig". Am Weihnachtstage desselben Jahres wurde der Dichter bekanntlich von einer längeren schmerzhaften Krankheit befallen, die ihn fast zwei Monate lang ans Zimmer fesselte; in dieser trostlosen Zeit las Eichendorff den von Adam Müller in Verbindung mit Heinrich von Kleist herausgegebenen „Phöbus", während er sonst nur durch seinen Bruder Wilhelm und Loeben von der Außenwelt, und damit auch von der Müllerschen Familie, Kunde erhielt. Erst Ende Februar 1810 traf Eichendorff im Theater mit „Mad. Müller" wieder einmal zusammen (28. Februar 1810), und am 2. März 1810 notiert der Romantiker sodann in seinem Tagebuche den letzten Besuch bei Adam Müller. In „ungemein freundlicher" Unterhaltung, „auf dem Canapée" sitzend, werden Rede und Gegenrede getauscht, und Eichendorff hält dann abends „Müllers lange Entwickelungen von polit. Ansichten" fest: „Napoleon der nothwendige Zerstörer der ehemaligen sich selbst einander beschränkenden Einmauerungen (Gleichgewicht — scheinbar — ohne Wachsthum und Bewegung) der Staaten etc."

Die Wogen des Lebens trennten Eichendorff nun auf längere Zeit von seinen Berliner Freunden, aber siehe da! als die sangesfrohen Brüder Eichendorff im Jahre 1811 nach Wien verschlagen werden, erfahren sie gelegentlich eines Besuches bei Friedrich Schlegel (4. August 1811) zu ihrer „überraschenden Freude, daß Adam Müller hier in Wien", und alsbald setzt auch hier ein reger Verkehr mit dem Hause des Hofrates ein, der sich durch die ganze Wiener Zeit des Dichters fortsetzen sollte.

Adam Müller hatte in der Zwischenzeit sein wissenschaftliches Ansehen besonders dadurch gemehrt, daß er sein dreibändiges Werk über „Die Elemente der Staatskunst" vollendet und herausgegeben hatte, ein Werk, welches noch heute als seine hervorragendste Leistung angesprochen wird. Nun befand er sich in der österreichischen Hauptstadt, um offenbar Verbindung mit den führenden Kreisen zu gewinnen und Boden unter die Füße zu bekommen.

Sobald die Eichendorffs von Adam Müllers Anwesenheit erfahren hatten, suchten sie den verehrten Mann auf (5. August 1811) und hatten dann auch die Genugtuung, von ihm „sogleich" erkannt und „mit außerordentlicher Freude" aufgenommen zu werden. Da gab es denn gleich „Gespräche über die schlesischen Deputierten", „Erinnerungen an Berlin" wurden ausgetauscht, und zum Schlusse gab Müller dem Dichter „Brentanos Schrift über die Philister und seine Ode auf den Tod der Königin" mit. Von nun an sah man sich wieder häufiger: die Eichendorffs luden die hofrätliche Familie „ins Casperl" ein (14. August 1811), sie sprachen abends vor (19. August 1811, 27. September 1811, 19. Januar 1812, 21. Januar 1812 und 23. Februar 1812) oder gingen mit ihnen zur Redoute (24. November 1811), im ganzen das Bild eines ungemein regen vertrauten Verkehrs. Für die Herzlichkeit der gegenseitigen Beziehungen spricht auch der Umstand, daß man im eigentlichen Kreise der Müllerschen Familie eben-

falls willkommen ist; da plaudert man ungezwungen mit Frau und Kind; das einzige Töchterchen hat den Dichter sehr gern und „drückt ihm die Hände“ und vielleicht bringt man ihr auch einmal Süßigkeiten mit oder vergräbt sich mit in die Spielsachen, wie Vater und Mutter der Kleinen tun (23. Februar 1812). Der Hofrat selbst hat kein Geheimnis vor seinem Besuche; er erzählt von seiner Verbindung mit dem Erzherzog Maximilian von Österreich-Este, der ihm „selber Logis besorge und bezahlen wolle“ (19. August 1811), ein Ereignis, das in Eichendorffs Leben tief eingreifen soll; der Gelehrte zeigt den romantischen Gesinnungsfreunden auch „sein Manuskript [in folio] von dem Handbuche, gantz neue englische Journale, worin auch wie im Athenaeum das Alterthümliche in der Poesie hervorgesucht wird“ (11. Januar 1812), er gibt ihnen Einblick in seine Briefe und läßt sie hinwiederum an seiner geistvollen Unterhaltung sich ergötzen. Wie in Berlin ist auch in Wien das Müllersche Haus Treffpunkt von mancherlei interessanten Menschen; da begegnet man dem „guten Baron Buhle“, ihm fast ständig, man trifft Friedrich Schlegel (24. November 1811) oder dem „dikken, erschrecklich galanten Ritter Gentz mit seinem Nordsternorden“ (27. September 1811) oder auch sonst allerhand in- und ausländischen Zugvögeln. Als die Brüder dann nach Sebarn zur Jagd eingeladen werden, suchen sie sich durch Übersendung eines Hasen erkenntlich zu erweisen.

Am wertvollsten für die Erkenntnis des Einflusses, den Adam Müller auf den Romantiker ausübte, sind naturgemäß wieder die Gesprächsskizzen, die das Eichendorffsche Promemoria festhält. Darnach war am häufigsten von literarischen Dingen die Rede, womit sich Adam Müller ja auch in seinen „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur“ näher beschäftigt hatte; man spricht vom Kasperltheater (27. September 1811), unterhält sich über den gemeinsamen Freund Loeben (19. Januar 1812), Eichendorff

bringt Müllers Gemahlin die neueste Novelle von Loeben mit (26. Januar 1812), man kommt auf Fouqués Dichtungen und erfährt Müllers Meinung, „wie Fouqué kein Urtheil, bloß Sprachglück, womit er alte Dichtungen nachdichte“ (23. Februar 1812). Vielleicht war auch die „Begeisterung Müllers über das göttliche Stück u. Spiel“ — gemeint ist der Fleischhauer von Oedenburg und das Auftreten des „herrlichen Schuster“ — (14. August 1811) von erhellenden Gedankenblitzen durchleuchtet. Ganz besonders genußbringend aber gestaltet sich ein Gespräch über den Magnetismus, dessen Inhalt der bewundernde Zuhörer weitläufig skizziert: „Mann und Weib sind einzeln glebae adscripti d. h. dem allgemeinen Magnetismus der Sinne (Schlaf) unterworfen. Durchs Magnetisieren: Heraustreten aus dem allgem: Magn: in eine gesezlose Freiheit, in den besonderen Magn:, wo man die Natur übersieht. Mann u. Weib werden Eins, also ein gantz anderes Wesen. M: der Gewohnheit, zwischen alten Geräthen etc. Denn Seele theilt Seele mit etc.“ (19. August 1811).

Auf Adam Müllers Charakter fallen durch die Aufzeichnungen Eichendorffs nur wenig klärende Lichter. Er wird einmal als lustig geschildert, der „Burschenlieder“ singt (26. Januar 1812), ein andermal erscheint er dem Dichter „unausstehlich arrogant und voller Falschheit u. Bonjourmachen“ (27. September 1811), hinsichtlich seiner religiösen Anschauungen ist nur ein einziges Mal die Rede davon, daß er für die jesuitischen Seminarien eintrete (21. Januar 1812).

Mit dem 5. März 1812 bricht dann das Promemoria des Dichters bekanntlich ab, und wir entbehren nunmehr des zuverlässigen Führers. Nur eine kurze Bescheinigung vom Jahre 1813 wirft auf die Beziehungen Adam Müllers zu den Brüdern Eichendorff in der Folgezeit ein schwaches Licht; darnach bezeugte der Gelehrte, „daß der Herr Baron Joseph v. Eichendorff seit Ende November vorigen Jahres [d. i. 1812]

bis jetzt in dem von mir bestandenen Gräfl. von Karolyschen Gartenpalais als mein Kostgänger gelebt hat" (4. April 1813). Aus anderen Quellen wissen wir, daß Adam Müller damals die Absicht hegte, eine Erziehungsanstalt für adelige Knaben zu errichten, und dabei sollten auch die Brüder Eichendorff mitwirken. Welcher Art diese Mitwirkung sein sollte, ob Eichendorff dabei als Lehrer mittun sollte, entzieht sich bisher gänzlich jeder Gewißheit. Aus allem erhellt nur, daß der Staatsgelehrte das romantische Brüderpaar, und insbesondere wohl Joseph von Eichendorff, ungemein wert hielt.

Es kam das Erwachen der Völker, die Wiener Tafelrunde löste sich auf, Adam Müller selbst wurde in den Strudel der Ereignisse mit hineingezogen und begegnet uns als „Land-Commissär" von Tirol, wo auch Wilhelm von Eichendorff mitunter mit ihm zusammentraf. Der Dichter aber vernahm nun fast nichts mehr von dem verehrten Gönner, hatte auch selbst keine Gelegenheit mehr, von sich hören zu lassen, wie er in der Nachschrift eines Briefes an Dorothea Schlegel vom 12. April 1813 gerade im Hinblick auf Adam Müller bedauernd schreibt.

Joseph von Eichendorff kehrte nicht mehr nach Österreich zurück, wenngleich seine Liebe zu dem Kaiserstaate an der Donau, nach Wien und den Freunden in Wien nie erlosch. Aber die persönliche Verbindung hörte mit dem Wechsel der Berufsstätte leider ganz auf; nur einmal noch wissen wir von einer späteren Begegnung der beiden Männer; das war in den Maitagen des Jahres 1820, als Adam Müller, damals österreichischer Generalkonsul in Leipzig, der Ministerkonferenzen halber in Wien weilte, und Joseph von Eichendorff mit seiner Gemahlin ebenfalls Wien aufsuchte, um bei Verwandten und Bekannten vorzusprechen. Aus jener Zeit hat sich ein Billett Adam Müllers erhalten, worin er Eichendorff und seine Gemahlin bittet, bei ihm „im Paradiesgärtel auf der Löbelbastei zu frühstücken". „Wäre das Wetter zu schlecht,"

fährt er dann fort, „so bät ich um Ihre Adresse und wir würden dann anderweites Rendezvous verabreden können. Ist das Wetter gut, so erwarte ich wenigstens Sie dort unfehlbar. Vielleicht wird sich mit Ende der Woche schon ein Mittagessen im Augarten oder Prater veranstalten lassen, woran meine Frau [die krank war] teilnehmen könnte. Doch leider kann ich darüber noch nicht befinden. Unendlich leid tut es mir, daß Sie meine beiden Mädchen nicht sehen werden.“ Vermutlich fand das Zusammentreffen statt, wohl das letzte.

Adam Müller wurde im Jahre 1826 in den Adelsstand erhoben, kam ein Jahr darauf auf seinen dringenden Wunsch nach Wien zurück, wo man ihn als Hofrat bei der Hof- und Staatskanzlei verwendete. Friedrich Gentz, der einmal meinte, ohne Müller sei er tot, trat hier wieder in engsten Verkehr mit seinem Freunde, von einer Verbindung mit Eichendorff dagegen verlautet nichts mehr; in dem Briefwechsel von Gentz und Müller wird der Dichter ebensowenig erwähnt wie in dem Briefwechsel von Gentz und Pilat.

Am 17. Januar 1829 starb Adam von Müller, kurz nachdem ihm Friedrich von Schlegel im Tode vorangegangen war. Daß Eichendorff seiner nicht vergessen hatte, bemerkte man, als er am Abend seines Lebens eine Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands schrieb; darin widmete er nämlich ein Kapitel „Adam Müller, Steffens und Görres“. In Bezug auf Adam Müller heißt es darin, er habe sich „die Anwendung der Romantik auf die geselligen und politischen Verhältnisse des Lebens“ zur Aufgabe gesetzt. Eichendorff führt dann zwei Stellen aus den „Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur“ an und meint endlich, Müllers tiefste Absicht sei gewesen: „eine wissenschaftliche Darstellung des Staates nämlich in seinem ewigen Bunde mit Religion, Poesie und Leben“. Eine eingehendere Charakteristik dieses Versuches erklärt Eichendorff als außerhalb seines Stoffes liegend.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Sänger des deutschen Waldes im Umgange mit dem romantischen Staatsgelehrten die reichste Anregung fand. Neben Friedrich von Schlegel war Adam Müller für die Wiener Zeit sein besonderer Mentor; hier war er in der hohen Schule romantischer Lebensauffassung. Während er im Verkehre mit Schlegel sich hauptsächlich romantisch-literarisch gefördert sah, erfuhr er von Adam Müller mehr romantisch-politische und romantisch-geschichtliche Bildung. Wenn wir in Eichendorffs Prosaschriften, namentlich in seiner Literaturgeschichte, allerorten auf Bemerkungen stoßen, die uns durch ihren Tiefsinn fesseln, so sind das meist Edelsteine aus dem reichen Erzgeäder Müllerscher Gedanken. Vor allem sind es die zahllosen Hinweise auf den Zusammenhang des religiös-kirchlichen und geistigen Lebens, die aus der Werkstatt des Mannes stammen, der eine Abhandlung schrieb mit dem Titel: Von der Notwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften und der Staatswissenschaft insbesondere. Wir haben keinen Beleg dafür, daß Eichendorff die „Restauration der Staatswissenschaft" des Schweizers Karl Ludwig von Haller, des größten Systematikers der romantischen Staatsauffassung, gekannt hat; aber durch Adam Müller und später durch Karl Ernst Jarcke, kam Eichendorff dennoch mit diesem ganzen Gedankenkomplex in die innigste Berührung; denn Jarcke schmolz die schweren Barren Hallerscher Ideen in Kleinmünze um, Adam Müller dagegen war der deutsche Joseph de Maistre, welcher fremde Gedanken mit eigenen Geisteskleinodien einfaßte und ihnen dadurch zu neuem Glanze verhalf.

Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff; Urteile über ihn

Gesammelt von Karl Freiherrn von Eichendorff

Dreizehnte Lese

Als der um die Erforschung der römischen Geschichte hochverdiente Historiker und Ehrenbürger Roms, Ferdinand Gregorovius, im Jahre 1872 die Umgebung von Traunstein durchstreifte, schrieb er einer italienischen Freundin:

„Stellen Sie sich eine kleine Landschaft vor, anmutig und sauber, die auf einem lachenden Hügel liegt, zu dessem Fuße ein reißender Fluß, die Traun, lärmend dahinläuft, während überall ringsherum dunkle Wälder und majestätische Berge den Ort einsäumen. Wenn ich durch jene Wälder streife, empfinde ich die ganze Wonne der Erinnerung an meine Kindheit. Ich rufe mir ins Gedächtnis all die schönen Lieder zurück, die unsere Dichter dem Wald gewidmet haben, dem Wald — der frommen Sagen Aufenthalt. Gewiß ist keine andere Dichtung so reich wie die deutsche an Waldliedern. Zu den wunderbarsten zählen die von Eichendorff."

(Johannes Hönig, Ferdinand Gregorovius, Der Geschichtsschreiber der Stadt Rom. Stuttgart, J. G. Cotta.)

In Leopold Rankes Leben und Wirken von Hans F. Helmolt (Leipzig 1921, Historia-Verlag) lesen wir:

„Mitte November 1830 hatte der Hamburger Buchhändler Friedrich Perthes (seit 1821 in Gotha) beim preußischen Minister des Auswärtigen, dem Grafen Chr. G. von Bernstorff, die Gründung einer Zeitschrift angeregt, die dafür sorgen solle, daß Preußen in Deutschland moralische Eroberungen mache. Redakteur sollte ursprünglich der Geheime Legationsrat Varnhagen von Ense werden, doch erschien seine ‚Superfeinheit' ebenso bedenklich wie die burschikose Derbheit



Friedrich von Raumers[1]), darum dachte man daran, neben dem damals kommissarisch in Berlin beschäftigten Regierungsrat und Dichter J. von Eichendorff unsern Leopold mit der Redaktion zu betrauen, und schließlich blieb die Last auf Rankes Schultern allein liegen."

Am 21. November 1831 bittet Ranke den Ministerialdirektor Eichhorn um Fixierung einer Remuneration. Unbescheiden würde es sein, sie selber zu bestimmen und anzugeben. Auch könnte er augenblicklich nicht sein Bedürfnis schätzen, wie Herr Baron von Eichendorff.

Unter der Aufschrift „Das geistige Berlin vor hundert Jahren. IV. Joseph Freiherr von Eichendorff" veröffentlichte Rudolf Schade in der Tagespresse (Germania vom 15. Januar 1922, Berliner Tageblatt vom 24. August 1922) mehrere unbekannte von ihm Eichendorff zugeschriebene Gedichte aus dem Nachlasse des „Hoffmann-Romantikers" Rudolf v. Beyer. Die wenig Eichendorffisch anmutenden Lieder sind nur in Abschriften erhalten, welche teils von Beyers Hand herrühren, teils erst nach dessen Ableben hergestellt sind. Wir beschränken uns hier in der Hauptsache auf die Wiedergabe derjenigen Aufzeichnungen, die sich mit des Dichters Persönlichkeit beschäftigen. Die übrigen Mitteilungen sind stellenweise recht anfechtbar.

„Ich habe," erzählt Beyer, „diesen hervorragenden Menschen — ich sage absichtlich Mensch, denn er war ein

---

[1]) Im Nachlasse Eichendorffs befindet sich nachstehende, wohl auf die Berufung Raumers bezügliche Notiz:

„Zu Raumer: Ich soll (nach Nicolovius u. Schmedding) jetzt lediglich abwarten, bis Raumer sich deshalb an mich persönlich wendet u. sagt, welche Nachrichten er brauche u. wünsche. — Sodann ihm das Gewünschte aus unseren Akten prokurieren, dabei jedoch durchaus den Raumer selbst nicht über unsere Akten lassen. (Nach Schmedding) soll ich dem Raumer ganz reinen Wein einschenken, daß die feindlichen Beschuldigungen qu: sich faktisch nicht widerlegen lassen."

wirklicher Mensch durch und durch, nichts Menschlichem fremd —, ich habe ihn im Junimond (1820) kennen gelernt, und nachhaltenden Eindruck von ihm gewonnen. Da war einmal einer nach meinem Sinne, ritterlich, ernst, ganz dem Ideal zugewandt, und dabei bescheiden in Lebensführung und Urteil. Er trug sich damals mit einem Stoff aus dem Freiheitskrieg. . . . Eichendorff las mir aus den Papieren vor, und ich fühlte den Dichter, obschon ich den Dramatiker manchmal vermißte. Nun, wir wollen uns der Abendblätter und des Taschenbuchs[2]) erfreuen. . . ." Nach elfjähriger Abwesenheit betritt es (Berlin) der — Dichter des „Taugenichts". Mit offenen Armen von der literarischen und gebildeten Welt empfangen. „Der Taugenichts" hatte es allen angetan, wir standen wie vor einer Offenbarung. . . ." Hervorgehoben sei Eichendorffs wenig bekannter, aber nachhaltiger Einfluß auf Chamisso. „Ein Sonnenstrahl in die letzte Lebens- und Leidenszeit des oft verkannten Dichters. . ." Und wieder, im Herbst 1846, tritt Beyer Eichendorff entgegen. „Es war in Wien," erzählt er, „der Dichter auf der Höhe seines Schaffens angelangt. Überall Ovationen, die ihn schier erdrückten und denen der bescheidene Mann doch so gern aus dem Wege gegangen wäre. . . Geist und allbezwingende Persönlichkeit waren dieselben, aus Jugendjahren mir hold vertraut. . . . Er sprach mir davon, daß Wien nur eine ‚Durchgangsstation' für ihn sei, und er den Plan habe, bald dauernd nach Berlin überzusiedeln, das ihm ans Herz gewachsen. . . . ." „Wir kamen," fährt Beyer in seinem Bericht fort, „auf derzeit gefaßte dramatische Pläne, die nicht zur Ausführung gelangt waren." „Zum Glück für die Dramatik," wie Eichendorff bemerkt.

„Ich suchte ihn zur Mitarbeit für meine neuen Pläne zu gewinnen (der „Donauhafen" hatte bedeutende Mitarbeiter,

[2]) Gemeint ist das „Frauentaschenbuch" und Kleists „Berliner Abendblätter". Letztere enthalten keine Beiträge Eichendorffs.



wie: Mörike und Gottfried Keller), immer wieder kam er auf Berlin zurück. „Mein altes Berlin, wieviel verdanke ich dir!“

Ich wagte zu behaupten, daß Berlin ihm wohl mehr verdanke. „Nicht doch, Berlin hat mich poetisch nicht einmal verstanden!“ Ich war überrascht. — „Ja, wenn Hoffmann noch lebte, und die Romantik von anderer Seite noch im Schwunge wäre!“ Ich sann darüber nach. Er aber sagte abweichend: „Ich hoffe doch noch meine dramatischen Sporen in Berlin zu verdienen....“

Jahrgang 5 der von Universitätsprofessor Kosch herausgegebenen Zeitschrift „Der Wächter“ enthält einen in seiner Schlichtheit ergreifenden Brief Justinus Kerners vom Jahre 1850 an Eichendorff, dem wir folgende Stellen entnehmen:

„Wie hab ich Ihrer seit mehr als 30 Jahren immer mit Liebe und Sehnsucht gedacht!... H. v. Hauenschild[3]), mein Freund, soll die Güte haben, Ihnen zu sagen, wie es mir geht u. wie herzlich ich Sie liebe. Könnt' ich Sie doch endlich einmal hier umarmen. Ich bin alt u. blind geworden. Ich muß enden. — ‚In einem kühlen Grunde', da war ich noch jung, als Sie mir dieses herrliche Lied sandten, ewig blieb es mir im Herzen.“

Eine Zusammenkunft mit Eichendorff schildert F. Brunold in seinen „Literarischen Erinnerungen (Ein liebenswürdiger Taugenichts)“, Zofingen u. Leipzig 1875, Schaumberg-Ott.

... Das Jahr 1848 war über Eichendorffs Haupt dahingerauscht. Einsamer, stiller ging er durch die Straßen. — Am Fenster eines Hauses der Königsstraße lehnt eine ältliche

[3]) Hauenschild war Landrat in Kosel. Der Brief befand sich im Nachlasse des oberschlesischen Dichters Max Waldau und ist niemals in Eichendorffs Hände gelangt.

Dame. Es ist Madame E...., die Tante von Heinrich Stieglitz. Er blickt hinauf, er grüßt, sie winkt — und er tritt in das Haus. Die Matrone ist in Trauer gekleidet. Eichendorff blickt sie fragend an, er weiß sich doch nicht zu entsinnen, daß der Frau ein naher Angehöriger gestorben sei. Madame E.... lächelt wehmütig, sie sagt, indem sie ihren Gast zum Sitzen nötigt: Es ist heute der 22. Oktober, der Todestag der Henriette Herz. Und da bin ich zu ihrem Grabe gegangen und habe einen Kranz auf ihren Hügel gelegt. — Sie wissen es ja, sie war mir eine liebe, liebe Freundin, und mit ihr ging mir eine Welt der Erinnerungen, eine schöne Zeit zugrunde. Sie hatte wohl recht, als sie sprach: ‚Fremd ist mir auch die gegenwärtige Zeit nicht mehr, aber wer weiß, ob diese Zeit mit ihrem kalten Verstande, mit ihrem schlecht verhehlten oder gar sich keck brüstenden Egoismus, ihrem vorherrschenden Streben nach materiellen Gütern jener Zeit der Hingebung an die Mitmenschen und des erfolgreichen Strebens nach geistigen Gütern von der Nachwelt vorgezogen wird'.

Es war am 6. Juli des Jahres 1847, als ich sie zum letzten Male sah. Ich war hinausgefahren nach dem Tiergarten zu ihrer Wohnung. Sie hatte mein Kommen nicht bemerkt. Ich fand sie am Fenster lehnend, das Auge wie verklärt. Es war, als ob das letzte Rot eines scheidenden Glückes ihr Haupt umstrahlte.

Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte sie soeben verlassen. Der gütige Monarch war selber gekommen, da die Herz wegen ihres Alters nicht mehr, wie er gewünscht, zu ihm zu kommen vermochte — um sie noch einmal zu sehen, um sich der Zeit zu erinnern, wo er als junger Prinz, an der Hand seines Erziehers, in ihrem Hause so frohe, genußreiche Stunden verlebte. Wenige Tage vorher hatte der König der Herz auf ein leises Anregen von Alexander v. Humboldt, wie Sie wissen, eine Pension von 500 Talern aus seiner Privatschatulle ausgesetzt, um jeden Mangel, jede Not von dem

Lager der Freundin abzuhalten; aber dieser Besuch, dieser Akt der Gnade, diese Leutseligkeit des Monarchen, war ihr doch die Krone des Glücks. Es war, als habe die Sonne ihres Lebens sie noch durch diese Stunde mit ihrem schönsten letzten Abendrot umleuchten wollen. — Es war dies, wie gesagt, das letztemal, daß ich die Herz gesprochen; ich sah sie erst wieder, als sie bereits im Sarge lag. — Die Dame des Hauses schwieg. Eichendorff fuhr sich mit der Hand über die Stirn; leise sprach er: „Es war eine schöne Zeit.“ Dann nach einigem Sinnen setzte er hinzu:

„Die Nachtluft rauscht durch unsre welken Kränze,
Und wandermüde längst zurückgeblieben
Sind unsre Lieben.
Wo werden wir wohl sein im künft'gen Lenze?“

Sie reichten sich schweigend die Hände und nahmen Abschied voneinander. Eichendorff verließ bald darauf Berlin und siedelte nach Neisse über. . . .

Emanuel Geibel gibt in einem Briefe vom 16. Juli 1853 an seine Braut über Eichendorffs episches Gedicht ‚Julian‘ nachfolgendes Urteil ab (Litzmann, Em. Geibel. Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern. Berlin 1887, S. 142):

„Hier auch noch ein paar Worte über Eichendorffs ‚Julian‘. Das Gedicht ist durch und durch romantisch; man muß den Ton kennen und lieben und in junger Zeit in jener ‚mondbeglänzten Zaubernacht‘ mitgeträumt haben, um sich so daran zu erfreuen, wie ich es getan habe. Für den mit ruhigem Verstande Herantretenden wird immer viel Wunderliches und manches Dunkle zurückbleiben; und der Mangel historischer Farbe und klassischer Geschlossenheit läßt sich nicht wegleugnen. Was übrigens Fausta betrifft, das plötzlich ins Leben hereintretende Marmorbild, aus dem Du nicht klug werden kannst, so liegt ihr doch eine tiefe echtpoetische Konzeption zugrunde. Sie ist nichts anders, als die personifizierte Idee des alten

Heidentums, das bei allem blühend-verlockenden Sinnenreiz doch am Ende nur ein täuschendes Scheinleben hat, innerlich aber tot und steinern ist, wie seine Götter. . . ."

* * *

Nachstehende Auszüge aus den Heidelberger Tagebüchern des nachmaligen Oberhofpredigers Gerhard Friedrich Abraham Strauß wurden mir von Raimund Pissin, dem Biographen Otto Heinrichs von Loeben (Isidorus Orientalis), in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt. Die umfangreichen, fast unleserlichen Straußschen Tagebücher konnte ich leider zum Vergleich nicht heranziehen, da sie, wie mir die Nachlaßerben mitteilten, gelegentlich eines Umzuges in Verlust geraten sind. Das Freundschaftsverhältnis zwischen dem in „trunkener namenloser Seligkeit" Loeben umschwärmenden Iserlohner Pfarrerssohne und den „guten Menschen", zu denen der Graf sich „herabließ", war, wie die Tagebuchaufzeichnungen erkennen lassen, niemals ein sonderlich inniges. Wie hätte es unter den obwaltenden Umständen auch anders sein können? — Mit Arnim scheint Strauß in Heidelberg wiederholt zusammengetroffen zu sein. Am 4. Februar 1808, unmittelbar nach dessen Ankunft, machte er bei der Rudolphi[4]) die Bekanntschaft des märkischen Edelmannes, dessen „freies, gesetztes, in sich abgeschlossenes Wesen" und „jugendliche, auf sich selbst gegründete Freundlichkeit" ihn sehr anzog. Einige Monate später überbrachte er auf der Rückreise in die Heimat Friedrich Schlegel in Köln „Adressen von Görres und Arnim."

1807 Juni 19. . . Spaziergang über den Paradeplatz mit Baron Eichendorff und Julius. . . .[5]).

---

[4]) Die Schriftstellerin Karoline Rudolphi war Vorsteherin eines Mädcheninstituts in Heidelberg.

[5]) Vgl. Eichendorff-Kalender 1921, S. 34, Anm. 18.

Aug. 10. . . Wir gingen — Eichendorff und ich —, Görres entgegen.

28. Ein feierlich begonnener, ein schön gefühlter, ein heilig gekrönter Tag. Görres gehört über die Bildung der romantischen Zeit. Ging mit den Eichendorff nach Hause — — Graf Loeben kam zu uns. Er ging mit uns auf unsere Stube. Ich nenne diesen Abend einen heiligen Abend, denn ihn hat ein geheiligter Mensch geheiligt. Er hat mir meinen alten Neander[6]) wieder vor die Seele gebracht, lebendig und rege und seines ganzen Geistes voll.

29. Graf Loeben kam zu uns, um Görres zu hören. Dann gingen wir nach Rohrbach. O, da entwickelte dieser gute, dieser heilige Mensch ein so reiches volles Herz, ein so gewaltiges inneres Leben, ein so durchaus poetisiertes und poetisches Dasein und dabei eine so warme glühende Christlichkeit, eine brennende Liebe zum Herrn, einen so reinen vollen Sinn, daß ich gleich hier ihm schon hätte um den Hals fallen und rufen mögen: „Bruder!“ . . Er gab uns die Sonette, die er auf unsere Bekanntschaft gemacht hatte.

Sept. 18. Görres schloß seine Ästhetik. Nehme ich dazu noch das schöne Auditorium, die Barone Eichendorff, Blomberg[7]) u. s. w., so war es ein einziges herrliches Kolleg.

19. Besuche bei den Baronen E., wo das Gitarrespiel des Jüngsten mich begeisterte, und bei Loeben, der herrliche Rhapsodien vorlas.

---

[6]) Mit Neander war Strauß in Halle, wo er durch den Krieg vertrieben wurde, befreundet.

[7]) Vgl. Eichendorff-Kalender 1921 S. 32, Anm. 9.

Okt. 11. Nach Tisch besuchten wir die Barone E. Sie erzählten . . . mit einer Gutmütigkeit, einem frohen Selbstgefühl und einer arglosen Naivität, die mich immer alle paar Tage einmal zu diesen Menschen hinziehen wird.

Nov. 15. Nachmittags: Der Graf und Baron Eichendorff tranken mit uns. Wir waren froh, der Graf ließ sich zu dem guten Menschen herab.

29. Loeben besuchte uns. Wir führten ihn zu den Baronen Eichendorff. Die guten Leute wollten uns so gern bei sich behalten; es war so freundlich bei ihnen — wir mußten fort.

Dez. 6. Bei Loeben. Er las mir ein Himmelfahrtsgedicht vor. Budde[8]) und die Barone E. waren da. War ein glückliches Kind in dem lichterhellen Saal.

20. Spaziergang mit Loeben und den Baronen Eichendorff.

1808 Jan. 10. (Sonntag.) Die Barone Eichendorff, Julius, Michaelis[9]), Loeben besuchen mich noch. — Mit dem ältesten Baron spazierten wir den Neckar herauf. Die Rede war von Tierliebe und dem höheren Sinn der Freundschaft mit Tieren. Des Barons herrliche Bestialität. Es ist erstaunlich, wie ein gescheiter Mensch sich selbst . . .[10]) und wie die Sucht, die Leute zum besten zu haben, unter den Mutwilligen so viel Raum gewonnen hat.

24. (Sonntag). Es sollte in Heidelberg immer Sonntag sein. . . . . Dann zu unserem Isidorus, wo die Barone und Budde schon ver-

---

[8]) Vgl. Eichendorff-Kalender 1918 S. 37, Anm. 2.

[9]) Eichendorff-Kalender 1921 S. 33, Anm. 10.

[10]) Unleserliche Stelle.

sammelt sind. Spaziergang nach Rohrbach. Vielleicht, wie heute, muß der eine Baron über seine Idee von Bestialisation der Humanität herhalten, vielleicht macht sich ein traulich Gespräch. Wir sind allein. In der heimischen Wirtsstube. Gemütlich warm. Kaffee gebracht. Es geht in leichtfertigen Worten, wo Isidorus und Dionysius[11]) exzellieren . . ., die Barone ihr blaues Wunder sehen, bis endlich der Gedanke kommt von der Aufführung des Donauweibchens[12]). Abends Rückkehr. Burschenlieder.

Febr. 4. Am Nachmittag gingen wir mit dem Grafen und den Baronen E. nach unserem Rohrbach und spielten das Donauweibchen.

21. Loeben, die Barone E. und Strauß sind bei Michaelis zusammen. Michaelis und Loeben haben eine Reise nach Paris Ende März projektiert. Bleiben lachend und plaudernd bis in die Nacht zusammen.

März 17. Ein seliger Abend bei Isidorus. . . E. Würdigung des Cervantes.

19. Lasen wir bei Michaelis Eichendorffs Aufsatz über Cervantes unter vielem Lachen. Eine Stelle . . . kann ich mich nicht enthalten hier nieder zu schreiben: „Auf den höchsten Pyrenäen sitzt der Dichter und seine Tränen verdunsten in frohem Qualm zum Himmel hinauf, und Spanien vor ihm streckt sehnsüchtig die Fußsohlen heran (?)[13]) nach dem

---

[11]) Strauß.

[12]) Ein damals sehr beliebtes Singspiel von Ferdinand Kauer.

[13]) Nicht mit Sicherheit entzifferbare Stelle.

Gemüte des liebenden Dichters.“ So weit kann es Gedankenleerheit und ein aufmerksames Zuhören von Görres' Vorlesungen beim Menschen bringen[14]).

Apr. 2. Ging mit Budde zu den Baronen, bei denen der Graf war. Sie hatten sich silhouettieren lassen und jeglicher schenkte uns das teuere Profil. Auch der Graf stand da in seinen großen kräftigen Zügen.

4. Unsere guten Barone sah ich diesen Abend wohl zum letzten Male. Nach Tische sagten wir ihnen, die nach Paris reisen wollen, unser Lebewohl. Es sind herzlich gute Menschen und der Ältere besitzt ein unbestrittenes Talent für Unterhaltung und Erzählung. Ich sagte ihm mit Wehmut Lebewohl, denn wenn wir von guten Menschen scheiden, scheinen wir etwas Gutes von uns selbst zu trennen.

---

[14]) Daß Joseph v. Eichendorff, der damals seine ersten Gedichte in Ast's „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst“ veröffentlichte, diesen Unsinn verfaßt hat, ist schwer glaublich. Es dürfte sich hier entweder um eine Bosheit von Strauß oder um eine Satire Eichendorffs auf einen schriftstellernden Bekannten handeln. Die Tagebücher von Loeben und Budde erwähnen das Vorkommnis nicht.

◆

Eine Episode aus Luise Hensels Leben

Nach den Akten, nebst einem ungedruckten Briefe der Dichterin

Von Eduard Arens

Luise Hensel hat fünfeinhalb Jahre ihres Lebens in der alten Kaiserstadt Aachen zugebracht, fünf davon in reichgesegneter Wirksamkeit als Lehr- und Erzieherin am St. Leonhards-Institut, vom 1. Juli 1827 bis zum 1. Oktober 1832. In dem vortrefflichen Buche aus der Feder Franz Binders[1]) sind diesem wichtigen Abschnitt ihres Lebens zwei schöne Kapitel gewidmet, die durchweg aus den besten Quellen gezogen sind und ihren Stoff fast erschöpfen. Wollte ich von ihrem Wirken bei uns in Schule und Familie berichten, so müßte ich sein Buch fast wörtlich ausschreiben[2]). Dagegen stand ihm amtliches Material darüber nicht zu Gebote, und in diesem Punkte kann ich eine Ergänzung bieten, die einige wie mir scheint nicht unwichtige Vorgänge während der Aachener Zeit in helleres Licht rückt. Beim Studium von Schulakten über die Erziehungsanstalt St. Leonhard stieß ich auf einen eigenhändigen, wertvollen, bisher unbekannten Brief der Hensel, den ich hier veröffentlichen darf[3]). Er spricht über die Entlassung aus ihrem Amtsverhältnis. Zu seinem Verständnis

---

[1]) Luise Hensel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen von Dr. Franz Binder. Zweite, durchges. Aufl. Freiburg i. B., Herder, 1904. S. 226—256.

[2]) Vgl. noch ergänzend: O. Pfülf (S. J.), M. Clara Fey, Vom armen Kinde Jesu und ihre Stiftung, 1815—1894. Freiburg i. B., 1907, S. 10 ff. — Über die Geschichte von St. Leonhard unterrichten u. a. Th. Hinkens, Das Leonhardkloster zu Aachen im Wandel der Zeiten. Aachen 1910; Festschrift der Stadt Aachen zum XI. allgem. deutschen Bergmannstage 1910, S. 115 ff.; Wolffgarten, Jahresbericht der höheren Mädchenschule St. Leonhard 1885, 1886, 1891.

[3]) Für freundl. Erlaubnis dazu bin ich Herrn Archivdirektor Dr. A. Huyskens dahier zu bestem Dank verpflichtet.

muß ich, doch nur soweit es geboten erscheint, auf Geschichte und Geschicke dieses Hauses einen kurzen Blick werfen.

Kapellchen und Gebäude von St. Leonhard ist eines der wenigen Aachener Klöster, die noch ins Mittelalter zurückreichen und die Wirren der großen Revolution überdauert haben. Ursprünglich den Chorherren vom hl. Grabe gehörig, die schon 1144 in diesem Besitze waren, ging es im dreißigjährigen Kriege (1626) an Sepulchrinen-Nonnen über, die aus eigenen Mitteln eine Töchterschule für Interne und Externe unterhielten. In den Kriegswirren 1792 wurde das stille Kloster zum Lazarett für Freund und Feind, und dieser Zustand dauerte 20 Jahre. Inzwischen dem französischen Klostersturm zum Opfer gefallen, entging das Institut nur durch die Zähigkeit seiner Besitzerinnen sowie tatkräftiges Eingreifen des Aachener Bürgermeisters von Lommeßen der völligen Vernichtung, die so viele gemeinnützige und Wohltätigkeitsanstalten ausrottete. Als die Zeiten milder geworden, eröffneten mit Hilfe der französischen Regierung, welche die Räume nebst zugehörigem Besitz der Stadt Aachen geschenkt hatte, einige Exreligiöse des Ordens aus Belgien ein städtisches Pensionat, verbunden mit öffentlicher Töchterschule, die, im Jahre 1827 auf veränderter Grundlage reorganisiert, bis 1848 Bestand hatte. Dann wirkten hier von 1848—1878 die Ursulinen von St. Leonhard, die infolge des Kulturkampfes ihre blühende Anstalt nach Serroul bei Verviers verlegen mußten, und nach ihrer Rückkehr an anderer Stelle in Aachen Pensionat und Schule fortsetzten. Denn seit 1878 hatte die Stadt eine weltliche höhere Mädchenschule in St. Leonhard eingerichtet, die heute als städtisches Lyzeum noch fortblüht.

Es handelt sich also, was die geschichtliche Vergangenheit angeht, um eine denkwürdige schicksalreiche Erziehungsanstalt. Denkwürdig sind auch in mehr als einer Hinsicht die Versuche, die alte Schule durch verschiedene Reorganisationen zu neuer

Blüte zu führen, die natürlich zu halbem Erfolge verurteilt waren, so lange unterm Zwange der Not der rein fiskalische Standpunkt versuchte, ohne Zuschüsse auszukommen oder dabei gar noch Überschüsse zu machen. Uns kümmert hier nur die Reform vom Jahre 1827. Es handelte sich darum, aus der heruntergewirtschafteten französischen Anstalt eine den Anforderungen der Zeit und den preußischen Schulgesetzen entsprechende zu schaffen[4]). Es ist höchst interessant, aus den Akten u. a. zu erfahren, daß die damals mit Ehren verabschiedete Vorsteherin noch im Jahre 1827 nicht imstande war, sich mit den Zöglingen und deren Anverwandten in deutscher Sprache zu verständigen! Trotzdem wollte man dieselbe noch, sei es in der alten Stellung, sei es als erste Lehrerin des Instituts unter neuer Leitung, beibehalten; doch sah man im Verlaufe diese Unmöglichkeit ein. Als neue Leiterin des Pensionats wie der Schule gewann man in Frau Medizinalrätin Antonia Nicolay aus Münster eine tüchtige Kraft, die von Dombechant Katerkamp besonders empfohlen war. Im April wurde zwischen ihr und den Aachener Behörden der Vertrag abgeschlossen: man kann das neue Gebilde als Verbindung einer städtischen öffentlichen Schule mit einem Privatpensionate kennzeichnen. Auf zwei Elementarklassen baute sich eine zweiklassige Realschule für höhere Töchter auf. Am 1. Juli sollte sie eröffnet werden, und Frau Nicolay hatte an Stelle der (3) abgehenden Lehrerinnen für tüchtige Ersatzkräfte zu sorgen. An erster Stelle nahm sie Luise Hensel in Aussicht, die, wie wir wissen, erst auf Drängen von Katerkamp gegen ihre Neigung bewogen wurde, bei der ersten Einrichtung zu helfen[5]). Einige Monate später wurde noch eine münsterländische Lehrerin, Rosina Liese aus Dülmen, gewonnen, ein munter-gesprächiges Wesen, das Luise Hensel,

---

[4]) So Luise Hensel bei Binder, S. 226.

[5]) Vgl. Binder, S. 223 f.

wie es scheint, besonders befreundet wurde[6]. Wie sich aus den Akten ergibt, kamen Frau Nicolay und Frl. Heinsel (sic!) am 28. Juni in Aachen an und setzten zuerst am Sonntag den 31. ihren Fuß in die Räume von St. Leonhard, die eben von den bisherigen Bewohnerinnen geräumt waren, bis auf ein Frl. de Bastin, die, noch aus der Gründung von 1806 stammend, infolge Altersschwäche mit eigener Magd wohnen blieb und auch bis zu ihrem Tode (7. Juni 1828) hier beköstigt wurde.

Als erste Lehrerin war Luise Hensel der Unterricht an der Realschule in Deutsch, Französisch und Geschichte anvertraut. Sie bezog als Gehalt 240 Tlr.[7] jährlich und wohnte in der Anstalt im Privatvertrag mit der Vorsteherin.

Die Schwierigkeiten bei der ersten Einrichtung waren groß, wie die endlosen Verhandlungen über Schäden und Reparaturen an Gebäuden und Zimmern, Beschaffung von Möbeln und Ausstattung, die Klagen über geschuldete Gehälter u. dgl. dartun. Doch ging die Sache wieder voran; der erste Bericht (vom 28. Februar 1828) gibt die Zahl der Schülerinnen auf 55, der Pensionäre auf 16 an. Leider fehlt der von der kgl. Regierung am 24. Dezember 1828 verlangte „schildernde Bericht“ über Zustände und Fortschritte im ersten Schuljahr, der doch wohl wirklich erstattet worden ist. Wir können ihn kaum sehen in der kurzen Antwort, welche der Oberbürgermeister am 9. Februar 1829 der Regierung zuschickt, in deren Wortlaut Geist und Stil des Stiftspropstes Claessen, des Vorsitzenden der städtischen Schul-

---

[6]) Vgl. außer Binder, S. 229, auch: Ferd. Bartscher, Der innere Lebensgang der Dichterin Luise Hensel nach ihren Tagebüchern. Paderborn 1882, S. 328 ff.

[7]) Für die beiden ersten Lehrerinnen waren zuerst je 250 Taler (vergl. Binder 230) angesetzt; durch den Eintritt einer fünften Lehrerin einigten sich alle dahin, gegen Herabsetzung der Pflichtstundenzahl das Gesamtgehalt (900 Taler!) anders zu verteilen.

kommission, sich offenbart: „Wir glauben, daß das St. Leonhards-Institut seit dessen Reorganisation in unterrichtlicher Hinsicht mit Ausnahme der französischen Sprache, für deren Erlernung früher mehr geschah, Fortschritte gemacht hat, und daß die darin vorwaltenden Grundsätze der Erziehung, nebst einer standesgemäßen äußeren Kultur, auch einen christlich religiösen Sinn, jene ohne Ziererey und diese ohne Frömmelei, zu erstreben wirklich geeignet sind.

„Wenn nach Äußerung K. H. R.[8]) in letzterer Beziehung sich eine nicht günstige Stimme gegen die Anstalt im Publikum erhoben hat, so wird es hoffentlich genügen, den Herrn Probsten Claessen hierauf aufmerksam zu machen, um nach dem Wahlspruch „Fortiter et devote" gegen das Einschleichen einer gewissen quaeseley die Anstalt zu schützen, damit die Töchter in ihrem künftigen Berufe als Hausfrauen und Mütter sich dem bekannten Ideale nähern: Mulierem fortem quis inveniet? Procul, et de ultimis finibus pretium ejus! usw."

Wenn zu Anfang gleich als erstes Kirchenbänke für die Kapelle beschafft werden, oder vor Ostern 1828 die Orgel repariert; wenn der Psalmengesang der Kinder gerühmt, die Feier „des hl. Grabes" (in der Karwoche) als feierlich erwähnt wird[9]), so möchten wir hierbei ebenso an eine wesentliche Mitwirkung der Frl. Hensel denken, die ja der Vorsteherin zur Seite stehen sollte, als bei dem späteren Vorhaben, den Kleinen eine „Krippe" für Weihnachten zu bauen, was sie so hübsch

---

[8]) Eine solche Äußerung findet sich aber nicht in den vorhandenen Akten.

[9]) Vergl. hierzu auch: Einige geistliche Briefe des seligen Clemens August Frhrn. v. Droste zu Vischering, Erzbischofs von Köln. Gedruckt zum Besten des Marienkirchenbaues in Aachen. Im Verlage von P. Kaatzer in Aachen, 31 S. 8⁰ (S. 10 u. 19). — Die Briefchen sind Seelsorgerbriefe. Maria Antonia Nicolay, geb. Cappes, hat dem Institut St. Leonhard 20 Jahre vorgestanden; sie starb in Aachen am 24. Oktober 1835.

schildert[10]). Ob in dem Verhältnis zu Frau Nicolay, das zuerst vortrefflich und bei der gleichen Richtung beider von selber gegeben war, im Laufe der Zeit eine Trübung eingetreten ist, wissen wir zwar nicht genau, doch ist es aus einigen Anzeichen und besonders aus dem gleich mitzuteilenden amtlichen Briefwechsel zu vermuten.

Gegen ihre Neigung hatte sich Luise Hensel zu Ostern 1828, wo sie eigentlich vorgehabt hatte, nach Westfalen zur Gräfin Stolberg als Gesellschafterin zurückzukehren, bestimmen lassen, ihre Kräfte weiterhin St. Leonhard zu widmen[11]). Um so kränkender traf sie daher die unerwartete Kündigung, die ihr am 30. Juni 1832 von seiten der Stadt bezw. der städtischen Schulkommission zugestellt wurde. Freilich war sie infolge Überarbeitung und Krankheit entschlossen gewesen, ihre Stellung niederzulegen; aber die brüske, rein bureaukratische Art, mit der man in dieser Angelegenheit vorging, mußte sie empfindlich verletzen[12]).

Die Notwendigkeit einer neuen Reform begründete die Stadt, an deren Spitze damals ein neues Oberhaupt getreten war (Oberbürgermeister Emundts), mit finanziellen Erwägungen: der damalige Jahresetat der Schule schloß mit 425 Tlr. Fehlbetrag ab, und dies Defizit hatte in den verflossenen fünf Jahren insgesamt 1477 Tlr. betragen; dazu kam eine noch nicht getilgte Schuld aus den früheren Jahren von 2274 Tlr., so daß zur Abbürdung der spärliche Kapitalfonds in Anspruch genommen werden müsse. Um hier zu sparen, wolle man — so teilte die Schulkommission unterm 12. Mai 1832 der Vorsteherin mit — die Elementarklassen abtrennen; die übrig bleibende Töchterschule könne dann mit weniger Lehrkräften auskommen. Dazu wurde der Frau Nicolay angesonnen, Schule und Pensionat gänzlich auf

[10]) Binder, S. 245.
[11]) Binder, S. 231 f.
[12]) Vgl. hierzu Binder, S. 252 f.

eigenes Risiko weiterzuführen. Das letztere zu tun, weigerte diese sich durchaus[13]), und so ließ man diesen Punkt schließlich fallen; im übrigen war Frau Nicolay mit der Änderung einverstanden, wie sie in einem Schreiben vom 5. Juni zu erkennen gab, in dem es hinsichtlich der Schule u. a. hieß:

„Mit Bedauern ersehe ich die nicht unbedeutenden Zuschüsse, welche die Erhaltung der Anstalt der Stadt auferlegt hat, und ich begreife es gar wohl, daß unter solchen Umständen andere Einrichtungen nöthig geworden sind.

Ich habe die bittere Erfahrung gemacht, wie beschwerlich es ist, eine gesunkene Anstalt heben zu wollen, bei deren Wiedergeburt man mit den Maasregeln auf halbem Wege stehen geblieben ist. Ich rechne zu den Ursachen, welche den finanziellen Nachtheil veranlaßt haben, vorziglich 1°) die geringe Frequenz der Elementar-Klassen, und daher die kleine Einnahme an Schulgeldern, und 2°) die Besoldung so vieler Lehrerinnen. Diese sind aber von mir ebensowenig verschuldet worden, als es in meiner Macht gelegen hat, den dadurch entstandenen Nachtheilen vorzubeugen. Die Anstalt wurde mir im Jahre 1827 in ihren gegenwärtigen Verfassungen und mit den meisten jetzt noch angestellten Lehrerinnen übergeben, und wenn auch dieselbe in dieser Zeit sich nicht nach Wunsch rendiert hat, so ist sie gewiß übrigens in Rücksicht ihres Zweckes nicht nutzlos gewesen. Sehr erfreuliche Beweise liegen hierüber zu meiner Beruhigung vor. Mehrere hiesige Töchter sind vollständig ausgebildet, und bereits als tüchtige Lehrerinnen angestellt worden. Denselben Nutzen ist die Anstalt noch fortwährend zu stiften im Stande, allein es ist ihr nicht möglich, mit diesem Hauptvortheile auch jenen der Finanzen zu verbinden, und beide auf gleicher Linie zu erhalten. Die Lage des Hauses, die für ein Pensionat und

[13]) Und mit Recht. Denn als im Herbst 1832 die Cholera ausbrach, riefen gleich 7 Eltern ihre Kinder aus der Anstalt zurück. (Meldung der Nicolay vom 7. Dezember 1832.)

für erwachsene Töchter wahrhaft nichts zu wünschen übrig läßt, ist wegen weiter Entfernung von den übrigen Theilen der Stadt den kleinen Kindern nicht angemessen, und wenn auch das lehrende Personale der Anstalt noch so glücklich gewählt wäre, so würden die 2 untern Abtheilungen doch schwerlich stark besucht werden. Hierzu gesellt sich der Umstand, daß sich in hiesiger Stadt für Kinder dieses Alters so viele Elementar-Lehrerinnen vorfinden, welche bei überzarten Eltern uns schon deshalb leicht den Vorrang abgewinnen, weil sie, in der Regel auf diesen alleinigen Erwerb angewiesen, den Launen und unzweckmäßigen Wünschen der Eltern und deren Vertretern gar zu leicht nachgeben, um die Schule bevölkert zu halten, was aber bei einer öffentlichen Anstalt der Fall nicht ist, und gewiß auch nirgends Heil gebracht hat. Dem sei indessen, wie ihm wolle, dies sind unvermeidliche Klippen, die bei aller Mühe einen blühenden Finanzzustand jederzeit verdrängen werden, und da ich es selbst einsehe, daß auf dem eingeschlagenen Wege in dieser Hinsicht nicht fortgefahren werden kann, so bin ich gern einverstanden, daß die Anstalt in der Art zweckmäßig reorganisiert werden könne, wenn die zwei untern oder Elementarklassen ganz wegfallen und 4 Lehrerinnen austreten. Für die Beiden demnächst noch bleibenden zwey höhern Abtheilungen würden zwei Lehrerinnen, ein Lehrer für die höhern Realien nebst dem Religionslehrer und den technischen Lehrern, d. h. Gesang- und Zeichenlehrer wohl ausreichen, und bei guter vorsichtiger Wahl derselben die Anstalt gehoben werden können. Sehr viele Gründe sprechen für den glücklichen Erfolg dieser Maßregel . . . .“

Da die Verhandlungen sich noch bis in den Juli hineinzogen, ergab sich die Notwendigkeit, den zu entlassenden Damen ihre Kündigung zuzustellen, was mit dem folgenden Schreiben, anscheinend an alle vier Damen gemeinsam, geschah.

An die Lehrerinnen der Töchterschule zu St. Leonard

Fräulein Liese
„ Barthelemy
„ Hensel
und „ de Trommel.

Der bisherige geringe Besuch der Elementar-Klassen des St. Leonards-Instituts hat die leidige Folge herbeigeführt, daß der jährliche Etat der Anstalt mit einem Deficit von 500 Thlr., und darüber, schließt, und zudem aus den 4 letzten Jahren eine Schuldenlast von 2000 Thlr. zu tilgen ist, wozu das geringe Capital-Vermögen des Instituts verwendet werden muß.

Bei der Unmöglichkeit diese Ausfälle durch besondere Zuschüsse zu decken, sind wir in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, die Ausgaben durch Reduction der zwei Elementar-Schul-Klassen und des Lehrer-Personals zu vermindern, und haben wir nicht ermangeln wollen Ihnen schon jetzt anzuzeigen, daß Ihr Verhältniß zu dem St. Leonard-Institute mit dem 1ten October ds. Js. aufhören und die Zahlung Ihres jetzigen Gehaltes nur bis dahin noch erfolgen wird.

Aachen, den 30ten Juni 1832.

Die städtische Schul-Commission
(gez.) Emundts, J. H. Schervier.

In würdigster Weise erhob Frl. Hensel gegen diese Maßregel Einspruch. Ihr Brief lautet:

„In Erwiderung der Zuschrift einer wohllöblichen städtischen Schul-Commission (unterzeichnet Emundts und Schervier) vom 30. Juni d. J. fühle ich, wie es in der Natur der Sache, sowie in der Aufrichtigkeit meiner Gesinnung liegt, mich veranlaßt, mir einige Äußerungen zu erlauben, und zwar

1) daß ich für meinen Theil die mir zugesandte Entlassung wohl recht gern annehme, da ich schon durch den Ausspruch

angesehener Ärzte ohnehin halb bewogen war, sie in kurzer Zeit zu fordern, daß ich es aber

2) meinen mit mir verabschiedeten Amtsschwestern gar nicht verdenken werde, wenn sie ihre Rechte höheren Ortes[14]) vertheidigen und wenigstens eine Entschädigung fordern, wozu sie, wie mir scheint, allerdings Grund genug haben. Und wenn ich diese Schritte nicht thue, so ist die Ursache davon nur in meiner Persönlichkeit zu suchen, die wohl mehr zum Verzichten und Nachgeben geneigt ist, als man vielleicht meint.

3) Muß ich frei gestehn, daß ich mich wundre, zu vernehmen, die Stadt Aachen habe nicht mehr als 500 Rtl. jährlichen Zuschuß leisten müssen, indem offenbar bei der Reorganisation der St. Leonard-Schule ein Rechenfehler eingeschlichen ist, da es wohl hätte vorausgesehn werden können, daß bloß aus dem Betrag des Schulgeldes, das ohnehin für die zwei obern Klassen wohl zu niedrig angesetzt ist, das ganze Lehrpersonal sammt dem Geistlichen des Hauses u. der pensionirten frühern Vorsteherin[15]) nicht leicht konnte befriedigt werden, indem schon die Lage des Hauses keinen so gar zahlreichen Besuch der Schule erwarten ließ. Da ich mich nun ohnehin nicht berufen glaubte, mich um die finanziellen Verhältnisse der Schule bekümmern zu müssen, so war ich wirklich bis jetzt der Meinung, die Anstalt müsse entweder einen bedeutenden Fond haben oder die Stadt geneigt sein, für sie im Kleinen das zu thun, was für die Bildungsanstalten der Knaben in weit größerm Beitrag geschieht.

4) Der nicht bedeutende Besuch der zwei Elementar-Klassen der Schule ferner (im lezt verflossenen Quartal belief sich die Zahl der Schülerinnen auf 35, die der zwei oberen Classen auf 44 — Summa 79 mit Einschluß der Zöglinge des Hauses) der nicht bedeutende Besuch der beiden unteren Klassen also

[14]) Also bei der Kgl. Regierung.

[15]) Diese bezog eine Pension von 200 Talern; Frau Nicolay ein Gehalt von 300 Talern.

findet indessen wohl seinen Grund zunächst in der schon erwähnten vom Mittelpunkte der Stadt zu weit entfernten Lage des Hauses, während St. Stephan, für jüngere Kinder bequemer gelegen, in Hinsicht der Elementar-Fächer dasselbe leistet und von nicht bemittelten Familien, die doch hier die Mehrzahl ausmachen, schon seines noch geringern Preises wegen vorgezogen wird.

5) Muß ich bekennen, daß ich den wahren Werth einer Schule auch wirklich nicht in der Anzahl der Schüler (die, von äußern Umständen abhängend, bald größer, bald geringer ist) suche, sondern in dem moralischen und wissenschaftlichen Fortschreiten derselben, und meiner Ansicht nach thäte eine gut gesinnte Stadt immer wohl, der Ausbildung ihrer Kinder, die doch wahrlich nicht unwichtig ist, schon einige Opfer zu bringen. Ich würde, von dieser Ansicht ausgehend, nun gesonnen sein, zu glauben, unsere Schule leiste vielleicht im Vergleich mit den übrigen Töchterschulen dieser Stadt zu wenig, wenn ich nicht die Beruhigung erhalten hätte, daß 3 junge Schul-Candidatinnen, die in unserer Schule ihre Bildung empfingen, von den HH. Examinatoren mit Zufriedenheit entlassen worden sind, obgleich ich besorgt für sie war, da ich sie bei weitem nicht zu den besten Schülerinnen der I Klasse zählen konnte, von denen grade keine sich einem besondern Examen unterworfen, da sie, die Schule verlassend, in den Schoß ihrer Familie zurück kehrten.

6) Daß der nicht zahlreiche Besuch der beiden Elementar-Klassen nun auch den Grund zu meiner Verabschiedung gegeben, scheint darum nur etwas seltsam, weil ich für diese Klassen eigentlich gar nicht herberufen bin und die 4 Stunden wöchentlich in der 4 Abtheilung nur aus Vorliebe für die Kleinen mir von einer wohllöblichen Schul-Commission selbst erbeten habe, wie sich der Herr Präses derselben wohl noch erinnern wird, indem diese Klasse den Unterricht in der Religion und biblischen Geschichte gemeinschaftlich mit den

Schülerinnen der 3 Abtheilung von der diese Fächer verwaltenden Lehrerin empfangen sollte.

7) Daß die Verabschiedung der 4 Lehrerinnen (wozu auch ich die Ehre habe, zu gehören) keine bedeutende Ersparniß[16]) herbeiführen werde, liegt zu klar am Tage, als daß man sich darüber nur täuschen könnte, denn natürlich werden unsere Stellen doch auf irgend eine Weise und gewiß nicht unentgeltlich ersezt werden müssen. Daß dieser Ersaz für die Schule in moralischer Hinsicht recht segenreich sein möge, wünsche ich gewiß von ganzem Herzen aus Liebe zu den Töchtern dieser Stadt, deren Ausbildung mir eine Zeit lang mit anvertraut war und gegen deren wahres Wohl ich nimmer gleichgiltig werden kann. Ich gestehe überhaupt, daß ich Gott sei Dank! von niederm Rachegefühl nichts weiß, und von dieser Gesinnung ausgehend, protestiere ich im Voraus gegen alles, was etwa zu meiner Vertheidigung geschehen könnte.

Endlich fühle ich mich noch aufgefordert, zu gestehn, daß ich wirklich nicht neugierig genug bin, den wahren Grund meiner Entlassung erfragen zu wollen und nicht stolz genug, um mich über die freilich etwas unzarte Art derselben zu betrüben, obgleich an jedem andern Orte der Welt gegen ein Frauenzimmer von noch unbescholtenem Rufe (ja, selbst gegen eine öffentliche Sängerin, Tänzerin etc.) wohl die Höflichkeit beobachtet wird, dasselbe zu ersuchen, seinen Abschied selbst zu fordern, indem man seiner Dienste nicht mehr bedürfe. Doch, wie gesagt, kleine Verlezungen des Anstandes verschmerzen sich leicht, leider aber nicht so das bittere Gefühl, sich von Menschen, die man immer liebte und ehrte, verkannt und schief beurtheilt zu sehn. Für solche Wunden können wir nur in unserm eignen Bewußtsein, wenn uns dasselbe keine wesentlichen Untreuen an unsern Pflichten vorwirft, die Heilung finden, welcher jedes tief fühlende und arglose Gemüth in solchen Fällen bedarf.

[16]) Nach dem Ansatz für 1832 bzw. 1833 betrug die Personalersparnis in den Gehältern 270 Taler.

Schließlich sehe ich mich noch gezwungen, eine wohllöbliche Schul-Commission daran zu erinnern, daß ich vor 5 Jahren wirklich ganz gegen meine Neigung hierher genöthigt und 6 Monate später, da ich in meine frühere, mir damals noch zu Gebot stehende Existenz zurücktreten wollte, überredet ward, meine Kräfte ferner dieser Schule zu widmen sobald Neigung und Verhältnisse mir diesen Beruf erlauben würden. Ich werde aber nun, da sich mir für den Augenblick kein mich ansprechender Lebensweg darbietet, zu meiner in Berlin lebenden Familie zurückkehren und glaube wohl mit allem Rechte mir zu diesem Behufe die sehr mäßige Summe von 50 Rtlr. pr: cour: zum Reisegelde erbitten zu dürfen, welches ich hiemit thue, diesem Ersuchen für mich auch noch den für meine mit mir verabschiedete Amtsschwester R. Liese hinzu fügend, die gleichfalls zu ihrer in Westphalen lebenden Familie zurück kehren wird und zu diesem Zweck ein Reisegeld von 25 Rtl. begehrt. Ich glaube über die Billigkeit dieser Forderung keine fernern Beweise liefern zu müssen, und bitte daher nur ein wohllöbliches Oberbürgermeister-Amt so wie die städtische Schul-Commission um baldige Erfüllung meines Ersuchs, da ich schon in der ersten Hälfte des Augusts meine Reise antreten, die mich betreffenden Stunden aber durch Stellvertreter bis zur Beendung des laufenden Quartals gewissenhaft geben lassen werde.

Endlich bitte ich eine wohllöbliche Schul-Commission ganz kindlich um Verzeihung, wenn ich derselben durch die Länge dieses Aufsazes oder durch die Freimüthigkeit meiner Ausdrücke lästig war; es ist mir aber wirklich unmöglich, mich anders zu zeigen, als ich bin, und da ich in den Vätern der Schule auch immer mit Vergnügen meine rechtmäßigen Vorgesezten erkannte, mögen dieselben mir eine so offene Sprache nicht verargen.

An eine wohllöbliche städtische Schul-Commission zu Aachen.

Luise M. Hensel
Aachen, St. Leonard
d. 7. Juli 1832.

Was Luise Hensel hier aus persönlichem, freundschaftlichem, rechtlichem, zumal aber idealem Gesichtspunkt gegen die in ihren Augen verfehlte Maßregel vorbringt, ist die schärfste und wahrste Kritik, die diese treffen konnte. Gewiß wollten alle das Beste der Anstalt; gewiß war die Finanzlage wie der Stadt so des Instituts denkbar elend: trotzdem war es verkehrt, die Finanzen bei der Änderung entscheiden zu lassen, zumal da der Erfolg zweifelhaft sein mußte, wie der Zweck denn auch m. E. tatsächlich nicht erreicht wurde. Leider hatte man verabsäumt, für anderweite Versorgung oder Entschädigung in solchem Falle zu sorgen, als man die Lehrerinnen berief. Der Stadtbehörde scheint dies Moment keinerlei Beschwernis verursacht zu haben: kurzerhand, ohne ein Wort des Dankes, entließ man Damen, welche einem idealen Unternehmen auf Bitten der Stadt ihre beste Kraft geopfert hatten, so wie man Dienstmägde entläßt. Auf das Schreiben der Luise Hensel fühlte sich die Kommission zu folgender Antwort bewogen, ohne natürlich auf deren sachliche Kritik einzugehen.

An die Lehrerin Fräulein Hensel in dem St. Leonard-Institute dahier.

Wir haben aus Ihrem Schreiben vom 7. ds. Mts. mit Bedauern ersehen, wie empfindlich Sie sich über die Ihnen durch unsern Erlaß vom 30. Juni notificirte Kündigung äußern; bei der noch immer bestehenden dringenden Nothwendigkeit, die Ausgaben des St. Leonhards-Institutes auf die muthmaßliche Einnahme zu reduciren, können Sie der SchulCommission jenen Schritt um so weniger verargen, als Sie bereits früher mehrmals die Absicht ausgesprochen haben, die Anstalt verlassen, und das Klosterleben wählen zu wollen.

Es konnte folglich so wenig von der Vorsteherin, Frau Räthin Nicolai, welche wir wegen des beizubehaltenden Personals zu Rathe gezogen hatten, und welche, wie wir die

sichere Meinung hegten, die ganze Anstalt auf eigene Rechnung übernehmen sollte, als von uns selbst darauf bedacht genommen werden, Sie in ihrem bisherigen Wirkungs-Kreise zu belassen, da auf Ihr längeres freiwilliges Verbleiben in der Anstalt nicht zu rechnen war.

Was die von Ihnen und gleichzeitig für die Lehrerin Liese nachgesuchten Reise-Gelder anbetrifft, haben wir Einleitungen getroffen, um zur Auszahlung derselben ermächtigt zu werden. Wir zweifeln nicht daran daß die Authorisation in den ersten Tagen erfolgen werde, wonach Ihnen alsdann nähere Nachricht zugehen wird.

Aachen 21. Juli 1832 Die SchulCommission.
(gez.) Emundts. J. H. Schervier.

Dies Schreiben wurde ihr am 25. Juli zugesandt, am 10. August das Reisegeld angewiesen. Inzwischen hatte der Stadtrat nach den Vorschlägen der Schulkommission beschlossen und die Regierung ihre Zustimmung gegeben, obwohl auch sie in den finanziellen Erfolg der getroffenen Maßnahme begründete Zweifel setzte. Somit war die Sache entschieden.

Daß dabei aber, wie es übrigens auch unser Brief andeutet, noch andere Motive, die in dürren Akten nicht so klar zutage treten, mitgespielt haben müssen, können wir aus einer Motivierung schließen, die sich die Schulkommission in ihrem Brief an Frau Nicolay (vom 22. Juni) zu eigen macht, indem sie dieselbe nochmals für die private Leitung zu gewinnen sucht; es heißt darin:

„Ihre eigene Erfahrung muß Ihnen die Überzeugung verschafft haben, daß durch ein zahlreiches Lehrer-Personale Schulzwecke nicht immer aufs beßte gefördert werden, und am wenigsten da, wo, wie im St. Leonards-Institute, Lehrer oder Lehrerinnen in Folge der durch die städtische Verwaltung ihnen gewordenen Anstellung mehr in einem coordinirten

als in einem subordinations-Verhältnisse zu dem Vorstande zu stehen glauben. Die Folgen dieser irrigen Ansicht haben, wir zweifeln nicht, oft störend auf Ihre Anordnungen eingewirkt, und die wichtigsten Zwecken (sic!) der Anstalt den Launen und Capriçen des Ihnen untergeordneten Personals Preis gegeben; und da wir auf keine Weise ein solches der Förderung des Institutes sehr nachtheiliges Verhältniß bestehen zu lassen gesonnen sind, so müssen wir darauf bestehen, daß in Zukunft das Lehrerpersonale nur von Ihnen seine Anstellung und seine Remuneration erhalten, und folglich sich in jedem Sinne als von Ihnen abhängig betrachten müsse."

Auch bemerkt der schon oben erwähnte Stiftspropst Claeßen, der sich in der erörterten Sache auffällig zurückgehalten hat, am 3. September den Mitgliedern der Schulkommission: „In dieser Bekanntmachung (welche der Öffentlichkeit die erfolgte Änderung mitteilen sollte) sind 2 Klippen zu vermeiden: 1°) etwas zu sagen, was den nun abgehenden Lehrerinnen unangenehm sein könnte; 2°) etwas einfließen zu lassen, was der bisherigen Einrichtung oder Verfassung der Anstalt zur Last fiel. Sie muß daher ganz nüchtern seyn und, ich möchte sagen, nec unguem nec dentes haben." In welchem Sinne denn auch die in Nr. 233 und 234 der Stadt-Aachener-Zeitung (28. Sept. 1832) erschienene Anzeige von ihm gehalten war.

Man ersieht aber daraus nicht bloß, daß man die Ruhe nicht stören und neuen Streit vermeiden wollte, sondern auch, daß im Schoße des Lehrerkollegiums verschiedene Mißhelligkeiten vorgekommen waren.

Daß Luise Hensel ihren Schmerz nur langsam verwand, geht aus ihrem Briefwechsel hervor[1]). Sie suchte Beruhigung

[1]) Brief an Schlüter aus St. Leonhard, 12. August 1832. Vgl. Binder, S. 253.

in ländlichem Aufenthalte und blieb noch ein halbes Jahr in Aachen, wo sie einer Frau von Fisenne Gesellschaft leistete.

Wenn damals keine offizielle Stelle den Freimut aufbrachte, ihr den Dank für geleistete Dienste auszusprechen, so konnte sie sich mit ihrem Gewissen trösten. Die Nachwelt ist gerechter gewesen. Sie erkennt nicht bloß dankbar die Bedeutung, welche ihr Aufenthalt in Aachen für die Geschichte der katholischen Caritas gehabt hat; sie hat ihr auch (1912) als äußeres Zeichen an der Stätte ihrer gesegneten Wirksamkeit ein Denkmal gestiftet, das die Erinnerung an sie wachhält.

◆

Vorgeschichtliches im deutschen Märchen

Von Gisela Mayer-Pitsch

Hält man sich heute beim Gähnen die Hand vor die Lippen, so glaubt man, eine dem Kulturmenschen selbstverständliche Anstandsregel zu erfüllen. Der Tiroler erklärt schon aufrichtiger, er tue es, damit nichts Böses in den Mund gerate, der Skandinavier erzählt in den Märchen noch Schauergeschichten von den Trollen, die dem unbedacht Gähnenden in den Mund springen und Krankheiten verursachen. Dem Niesenden wünschte man in der guten alten Zeit „zur Genesung“ oder „Gesundheit“, dachte aber natürlich nicht mehr daran, daß in grauer Vergangenheit das Niesen als Ankündigung eines Geistes gedeutet wurde, wie die Zulu heute noch ausrufen: „Der Geist meiner Ahnen ist in mich eingezogen, er läßt mich niesen, ich will ihn preisen.“ So führt, gestützt auf Beobachtungen bei noch heute im Urzustand lebenden Völkern, Ludwig Reinhardt[1]) viele durch Jahrhunderte verfeinerte Feste und Opfer auf den uralten Geisterglauben zurück, dem gewiß schon vorgeschichtliche Menschen gehuldigt haben. Sproßte doch aus dem dunklen Gestrüpp von Ahnenkult und Geisterfurcht allmählich die veredelte Blüte des ersten religiösen Empfindens hervor. Die oft schwer zu enträtselnde Kunde jener fernen Tage bringen uns nur Gräberfunde und bloßgelegte alte Siedlungen mit ihren aufschlußreichen Abfällen. Doch kann man aus den Sitten und Gewohnheiten noch jetzt auf tiefer Kulturstufe verharrender Naturvölker ziemlich sichere Rückschlüsse auf die Lebensgewohnheiten der ältesten Europäer ziehen.

Haben sich in Alltagsleben und Brauch noch so viele Erinnerungen an ferne Vorzeit erhalten, so darf man sie

[1]) Der Mensch zur Eiszeit in Europa. München 1906, S. 477 ff.

wohl auch im Märchen und in der Sage, den treuesten Hütern alten Erbgutes, suchen. Nach Friedrich von der Leyen[2]) sind die Märchenmotive nichts anderes als Glaube, Wahn, Furcht, Wissen und Brauch der Urzeit. Freilich darf man nicht etwa annehmen, die lieblichen Märchengebilde seien schon in so früher Zeit entstanden, doch manche Anschauung, mancher Brauch, der noch aus jenen Tagen im Volksbewußtsein lebte, kristallisierte sich im Märchenschatz zu edler Form von dauerndem Wert. Hier seien nur einige der bekanntesten deutschen Märchen herausgegriffen.

Der Traum bewies dem Menschen das Dasein einer Seele. Die Angst vor ihrer Wiederkehr nach dem Tode brachte die ältesten Bestattungsformen auf: der Mensch der Steinzeit legte den Leichnam gefesselt ins Grab, um seine Wiederkehr zu verhindern. Später barg er ihn gar in Steinkisten und wälzte Grabsteine auf die Liegestätte. Die Bronzezeit machte durch die Verbrennung den Geist des Verstorbenen dauernd unschädlich[3]). Auch Naturvölker wie die Grönländer[4]) glauben, daß die Toten im Sommer, wenn die Erde warm ist, aus ihren Gräbern steigen. Der Schauer, der die Wiederkehr eines Verstorbenen umweht, spricht auch aus den vielen Märlein, die von unheimlichen nächtlichen Erscheinungen erzählen. Grausig genug poltert im „Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“ (Grimm, Kinder und Hausmärchen, Nr. 4) ein scheußlicher Mensch in zwei Hälften durch den Schornstein, bald folgen noch andere, in der letzten Nacht ersteht ein im Sarge liegender Leichnam zu neuem Scheinleben. Mitunter kehrt der Tote zurück, um Gutes zu erweisen (dankbarer Toter). Einen besonderen Fall davon bilden die Geschichten, die von der

[2]) Das Märchen. Leipzig, Quelle u. Meyer 1911, Wissenschaft und Bildung, Nr. 96 S. 73.

[3]) Reinhardt, a. a. O., S. 325 ff.

[4]) Knud Rasmussen, Grönlandsagen, Berlin 1922, S. 252.

Sorge der toten Mutter um ihr Kind berichten. Die Mutter in „Brüderchen und Schwesterchen" (Grimm, 11) pflegt in der Nacht treulich ihr neugeborenes Kind, die Königin in der „weißen und der schwarzen Braut" (Grimm, 135) schwimmt als weiße Ente durch den Gossenstein in die Küche, bis sie der König durch einen Schwertstreich erlöst. Auf dem Grab von Aschenputtels Mutter (Grimm, 21) wirft das weiße Vöglein, die Verkörperung des mütterlichen Geistes, vom Wunderbäumchen dem Mädchen die köstlichen Kleider hinab und verhilft ihm so zu seinem Glück. Auch in „Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein" (Grimm, 130) scheint die hartherzige Mutter ursprünglich die Stiefmutter des gequälten Zweiäugleins gewesen zu sein, während in der geheimnisvollen Frau, die ihm das Zaubertischlein verschafft, wahrscheinlich der Geist des verstorbenen Mütterleins weiterlebt. Vielleicht erklärt sich so auch das Eingraben der Eingeweide der geschlachteten Ziege, aus denen der Baum mit silbernen Blättern und goldenen Früchten emporwächst: man brachte den Seelen der Verstorbenen und später ihren Nachfolgern, den heidnischen Göttern, Tieropfer dar, wähnte sie als Teilnehmer beim Schmause und hängte nur Schädel und ungenießbare Eingeweide — vielleicht auch wieder als Opfer — an den Bäumen auf. Bei manchen wilden Stämmen besteht jetzt noch der Brauch, dreimal die Ahnen zum Mahl zu laden, ehe man selbst zugreift. Ähnlich hielt es wohl auch der Urmensch. Der fromme Tiroler läßt von jeder im Wald genommenen Mahlzeit auch heute noch etwas für die armen Seelen übrig, Beeren suchende Kinder hoffen durch eine kleine Gabe an Obst oder Brot das Waldweiblein, Frau Perchta oder ähnliche Geister, gnädig zu stimmen. Im Märchen „vom Mann ohne Herz"[5]) lädt der

[5]) Deutsche Märchen seit Grimm, Märchen der Weltliteratur, hrsg. von Frdr. v. d. Leyen und Paul Zaunert, Jena, E. Diederichs, S. 14 ff.

Bursche einen roten Ochsen, ein Wildschwein und den Vogel Greif zu seiner Mahlzeit ein, die sich ihm später hilfreich erweisen. Kaum kenntliche Nachkommen dieser Gaben heischenden und sich dankbar erweisenden Ahnenseelen sind all die Männlein und Weiblein, die einem Menschen im Wald begegnen und aus Freude über die willig gereichte Gabe oder einen fröhlichen Gruß ihm ihre Zauberhilfe leihen. (Grimm, 13, 64, 97, 110, 122, 165, 169.) Auch wo die Spende nicht mehr erwähnt wird, darf man in den kleinen Leuten abgeschiedene Seelengeister vermuten.

Noch heute glauben viele wilde Völker, die Vernichtung eines Menschen am sichersten zu erreichen, wenn sie ihn auffressen. Sogar die Eigenschaften des Verzehrten hoffen sie damit aufzunehmen. Ähnlichen Gedanken haben in Urzeiten vielleicht auch die menschenfressenden Bewohner Europas gehuldigt. Reste dieser Anschauung finden sich noch in der Blutsbrüderschaft der deutschen Heldenzeit. An die Meinung, den Feind nur besiegt zu haben, wenn man dessen Herz besitzt, gemahnt die Grausamkeit von Schneewittchens Stiefmutter: sie ruht erst, als die vermeintliche Lunge und Leber des ermordeten Mädchens ihr gebracht werden. Freilich glaubt das Märchen, wahrscheinlich alte Zusammenhänge vergessend, die Körperteile sollten nur als Wahrzeichen dienen, wie ja auch im „Mädchen ohne Hände“ (Grimm, 31) Zunge und Augen verlangt werden. Im Knöchelchen des Erschlagenen, das zum Mundstück für ein Horn verwendet wird, klagt die Seele des Gemeuchelten (Grimm, 28), auf dem Machandelbaum (47) singt ein Vogel das mahnende Lied, die Blutstropfen, welche die Mutter der ausziehenden Tochter mitgibt (89) schützen das Mädchen vor Unbill, durch ihren Verlust war sie schwach und machtlos geworden. Im Blut, oft im Speichel, der für den Menschen antwortet, liegt die Seele des Menschen. Das Verzehren eines Vogelherzens (122), einer weißen Schlange (17), eines Fisches (85) ver-

eihen wunderbare Eigenschaften. In der Edda wird erzählt, wie Sigurd durch den Genuß des Drachenherzens wunderbare Kräfte gewinnt. An die Zeit, als die urgeschichtlichen Völker noch dem Totemismus anhingen, d. h. als jeder Stamm seine Ahnen noch in bestimmter Tiergestalt verehrte, gehen die Erzählungen zurück, in denen der Held oder die Heldin in Tiergestalt verzaubert ihrer Erlösung harren. Der Prinz wirbt als Frosch um die Königstochter (1), die „Sechs Schwäne" (49) gewinnen durch die Opferliebe ihrer Schwester die menschliche Gestalt zurück, Löwe (88), Bär (161), Igel (108) und die sieben Raben (25) entpuppen sich als schöne Jünglinge und die Rabe (93) erblüht zur lieblichen Jungfrau.

Goldener darf den Hut nicht abnehmen, weil er nach einer Aussage einen Grind auf dem Haupte trage. Dieser Grind war das besondere Zeichen der Werwolfskrankheit, unter der bis ins 18. Jahrhundert ganze Dörfer litten: die Bewohner bildeten sich ein, zeitweise in Wölfe verwandelt zu werden[6]). Auch die Erzählung vom Bärenhäuter (101), vom Goldkind, das sich und sein Roß mit Bärenfellen überzieht (85), und von Allerleirauh (65) dürften dieser Wurzel entspringen.

Von böser Spindel gestochen versinkt Dornröschen in hundertjährigen Zauberschlaf, totenähnlicher Schlummer hält Schneewittchen umfangen, nachdem es die unheilvollen Gaben von der ränkesüchtigen Stiefmutter angenommen, auch in der Legende von den Siebenschläfern und der weitverbreiteten Sage von dem schlafenden Kaiser im Berge lebt derselbe Gedanke fort. Von der Leyen schließt aus der weiten Verbreitung dieses Motivs auf uralte Anschauungen, wie sie sich bei den primitiven Völkern vorfinden[7]). Diese

---

[6]) Frdr. v. d. Leyen, a. a. O., S. 50.

[7]) ebd., S. 33 ff.

unterscheiden noch nicht so scharf zwischen Wachen und Träumen, besonders lebhafte Träume steigern sich ihnen zum wunderbaren Erlebnis, wie sie vielleicht von so mancher ihnen unerklärlichen Erscheinung nicht anzugeben vermöchten, ob sie sich in Wahrheit ereignet, oder ob sie ihnen nur ein Traumbild vorgegaukelt habe. Eng verwandt mit diesem Schlaf scheinen die Wunderreisen, auf denen geisterbeherrschende Zauberer ihre Seelen in weite Länder senden. Knud Rasmussen (S. 255 ff.) schildert eingehend diese „Geisterflüge", bei denen die leicht erregbaren Beschwörer wohl nicht einfach als Betrüger bezeichnet werden dürfen: sie erleben selbst im Geiste ihre gefahrvollen Abenteuer. Und wie in Grönland lauschen an vielen Orten die im Denken kindlich gebliebenen Zuhörer den bunt ausgeschmückten Fabeln, lauschten wohl einst auch die vorgeschichtlichen Menschen in schützender Höhle um das wärmende Feuer geschart, dem schauerlichen Geschehen, das sich nur dem von den Geistern bevorzugten erschloß. Er bringt die Antwort auf alle an ihn gestellten Fragen aus dem fernen Jenseits, wie in dem Märchen von dem „Teufel mit den drei goldenen Haaren" (29) und vom „Teufel und seiner Großmutter" (125) die Menschen bezeichnenderweise bei ihrem Aufenthalt in der Unterwelt die Beantwortung wichtiger Fragen erfahren[8]. Auch in unseren heimischen Sagen lebt dieser Zug in verschiedener Form fort.

Aber nicht nur das Wundergebild der Seele erscheint als Träger geheimen Wissens, auch in einzelnen Körperteilen denkt sich der primitive Mensch besondere Eigenschaften aufgespeichert: in den drei goldenen Haaren, die der Bursch dem Teufel raubt, liegt die Kraft, die Schwanenjungfrauen fallen nach dem weitverbreiteten Märchen in die Gewalt des Räubers ihrer Federhemden[9]. Im Aberglauben, be-

[8]) Frdr. v. d. Leyen, a. a. O., S. 44 ff.

[9]) ebd., S. 55.

sonders im Sympathiezauber, dem Überbleibsel dunkelster Vergangenheit, lebt dieser Gedanke oft sinnlos verzerrt weiter. Doch scheinen auch die Märlein, in welchen der Held durch das Emporwerfen einer Feder, eines Tierhaares oder einer Fischschuppe sich die werktätige Hilfe der spendenden Tiere sichert, aus verwandter Wurzel zu sprossen. Die als Amulette getragenen Sinnbilder, deren man eine ansehnliche Zahl aus vorgeschichtlicher Zeit aufgefunden hat, verschaffen dem Helden Kraft, Geschmeidigkeit und Schnelligkeit der Tiere[10]).

Die unheimlichsten Wunder vollführen Zauberer, Hexen und Feen des Märchens durch die Berührung mit einem Stab. Auch bei unseren Urvorfahren standen Zauberer in heiligem Ansehen. Bei altsteinzeitlichen Ausgrabungen fand man an einem bestimmt Kultzwecken dienenden Platz gebohrte Geweihstücke, die als Kommandostäbe, als Kultabzeichen, vielleicht als auszeichnender und wunderkräftiger Schmuck des Anführers der Horde gelten[11]). Aber nicht nur körperliche Kräfte, auch geistige Überlegenheit, sogar Verschlagenheit erhebt den Primitiven zu führender Stellung. Die australischen und afrikanischen Zauberdoktoren, die Medizinmänner der Indianer machen oft einen verschlagenen, listigen Eindruck[12]). Ähnlich erscheint im Märchen heute noch der meist böse Zauberer. Und gar die Wirksamkeit des Stabes ist noch lange nicht erloschen. Durch die Berührung mit dem Wunderstock springen alle Türen auf, als habe sie die Springwurzel geöffnet (93), mit einem Stab verwandelt Aschenbrödels Patin, allerdings in französischer Fassung, Ratten und Mäuse in die glänzende Dienerschaft des Mädchens, die einsame Prinzessin in Rübezahls Palast Rüben in die Gestalt geliebter Gespielinnen, Circe in der Odyssee die Gefährten des Helden

---

[10]) Märchen seit Grimm, S. 133 ff.

[11]) O. Hauser, Urmensch und Wilder, Berlin 1921, S. 131 u. 168.

[12]) ebd., S. 139.

in Schweine. Manchmal genügt die Berührung mit dem Finger (85). Das Schwesterchen der sieben Raben (35) ersetzt das verlorene Knöchelchen tapfer durch sein abgeschnittenes Fingerlein, mit dem es den Glasberg aufschließt.

Der Glasberg scheint ein Vorbild in den vorgeschichtlichen Walburgen zu besitzen, deren Verglasungen wahrscheinlich durch heilige Kultfeuer bewirkt wurden. (Willy Pastor: Deutsche Urzeit. Grundlagen der germanischen Geschichte. Leipzig 1922. S. 204.) Auch die Vorstellung vom flammenumloderten Walkürenberg dürfte damit zusammenhängen.

Und nicht nur den Zauberstab schwingen die Hexen seit uralten Zeiten. Auch das immer wieder betonte „Hinken" haftet ihnen seit Urzeiten an. Fast in allen Religionen hinken die Feuergötter; Phtas, Hephästos, Wieland leiden an diesem Gebrechen ebenso wie einer der Böcke Thors und der Höllenfürst selbst, der hinkende Teufel. Aber auch die Hüter des heiligen Feuers hinken oder hüpfen bei vielen Völkern. Rückschließend aus dem Kinderspiel glaubt die Volkskunde ja sogar für die steinzeitlichen „Trojaburgen" einen festlichen Umzug im Hüpfschritt annehmen zu dürfen. (Pastor a. a. O. S. 422.)

So erscheint es nicht ausgeschlossen, daß auch die Hexen dieses Merkmal aus ihrer längst erloschenen Glanzzeit, als ihre Zauberkunst noch hohes Ansehen genoß, hinübernahmen in das verachtete Dasein als häßliche, geschmähte Waldfrauen.

Als der menschliche Erfindungsgeist in stetem Fortschritt von der Benützung des Steines zur kunstreichen Bearbeitung der Metalle überging, umwob sie und die Schmiede scheue Ehrfurcht. Kundige Zwerge hämmern köstliches Geschmeide, zauberkräftige Waffen. In herrlicher eiserner, roter und schwarzer Rüstung reitet der Jüngling zum Sieg (136). Wunderbäume tragen Früchte aus Kupfer, Silber und Gold (130 und 133), Wunschringe bringen Erfüllung (193).

Lange hielt sich der Stein als Opferstätte, wie ja auch in unserer Zeit Altar und Taufbecken noch fast ausschließlich

aus Stein bestehen, und zu Opferzwecken verwendete man auch weiterhin die alten durch die Überlieferung geweihten Steinwerkzeuge. Diese Verehrung für den Kultstein zeigt sich noch in dem Glauben an heilige Steine. Zu ihnen zählen die Kaaba und der Gral. Er bewahrt vor Tod, stillt Hunger und Durst. Sein weniger weihevolles Seitenstück, das Tischlein deck-dich (36) oder das Wundertüchlein (54) haben sich nur die Befriedigung rein körperlicher Genüsse bewahrt. Die Wunderkraft bleibt, wenn sie sich auch nicht mehr auf den Stein beschränkt.

Wie einst der halbwilde Vorfahre seine Zufluchtsstätte auf Bäumen oder in Höhlen fand, haust das Marienkind (3) auf einem Baum, die Schwester der sechs Schwäne (49) verbringt dort die Nächte, Allerleirauh verbirgt sich in einem hohlen Stamm.

Mit Vorliebe erwähnt das Märchen alte Bäume, die auch im Kult und in der Volksmedizin noch heute eine ihrem Alter entsprechende ehrwürdige Rolle spielen. Schon in der Pfahlbauzeit kannte man die Haselstaude, die als Wünschelrute, Hüterin des Haselwurms und Gewitterschutz im Volksglauben wichtig geblieben ist. Ein Haselbaum spendet dem Aschenbrödel die Wundergaben; um den Machandelbaum webt seit Jahrhunderten die Sage ihren duftigen Schleier. Auch Hirse, Gerste und Weizen, Getreidearten, die schon der jungsteinzeitliche Hackbau kannte, bestimmen manchmal das Geschick der Märchenhelden.

Die urzeitliche Tierwelt lebt in einem grauenhaften Vertreter im Märchen fort. Der Brontosaurus der Kreidezeit, die Donnerechse, der typische Drache: „Auf vier hohen Krokodilsbeinen ein schaukelnder Tonnenleib, an den von der kolossal entwickelten Beckengegend an ein Schwanz sich schloß, so massiv und dick, als finge hier, jenseits der Hinterbeine noch einmal ein ganzer zweiter Teil an, während umgekehrt ein giraffenartiger, endloser feister Hals in einem

Köpfchen endete, das man sich eher als Schwanzquaste hätte denken können (Wilhelm Bölsche, Die Schöpfungstage, Dresden 1922, S. 82 f.). Freilich muß man annehmen, daß die Vorstellung vom Märchendrachen erst durch später ausgegrabene Knochenreste erweckt wurde. Besonders die Sage schildert gern die verheerende Wut von Bergsturz und Wasserflut in der Gestalt des alles niederreißenden Unholds.

Dunkle Zauberlieder und -sprüche raunen durch die Märchen (21, 89, 130). In ihnen schlummert uraltes Erbgut. Klangen doch in der Zeit der ursprünglichsten Kultur, wie sie uns jetzt noch bei den Wilden entgegentritt, aus allen Liedern Zauberformeln. Natürlich stammen die in den Märchen erhaltenen Verse aus späterer Zeit, doch erblühten sie aus demselben Gedankengang, dem gleichen Vorstellungskreis, der den Urmenschen umfing.

Auch so manche uns abstoßende Grausamkeit erschien dem Menschen am Beginne seines Bildungsganges noch selbstverständlich, wie man heute noch bei Kindern eine harmlose Freude gerade an den Märchen findet, in denen wiederkehrende Tote spuken, die bösen Zauberer die Mädchen umbringen, die alte Hexe im Backofen schmoren muß.

So schlingt sich durch das schimmernde Gewebe des Märchens noch mancher dunkle Faden, gesponnen in ferner Vorzeit, als sich die geängstigte Einbildungskraft auf ihre Weise mit den gefahrdrohenden Mächten der Umwelt abzufinden mühte.



Die Nachtigall / Eine Legende von Agnes Waldhausen

Es war einmal ein Mädchen, das traf von ungefähr einen Mann. Und als es den Mann sah, mußte es ihn lieben. Der Mann aber achtete der Liebe des Mädchens nicht; er ging nach kurzem Aufenthalt seines Weges. Ein paar Schritte machte das Mädchen hinter ihm her, dann blieb es stehen und sah still dem Manne nach, wie er seines Weges davonging. Es schaute den Weg entlang, bis der Mann den Augen entschwunden war.

Als das Mädchen nun gar nichts mehr von ihm sah, wurde sein Herz schwer von Traurigkeit. Sein Herz und sein Auge kamen sich verloren vor. Was sollten sie nun tun, und wo sollten sie ruhen?

Liebkosend glitt das Auge des Mädchens über die Fußspuren des Mannes, die allein von ihm zurückgeblieben waren. Als alle Spuren vom Winde verweht waren, liebte es statt ihrer den Weg, der sie getragen hatte.

Es schritt über neue Wege hin und schaute aus, ob es den Mann nicht erblicke. Es fand ihn nicht, aber es dachte bei sich, es sei nicht unmöglich, daß er gestern oder vor einer Woche oder vor einem Jahre diesen Weg gegangen sei, oder daß er morgen oder in einem oder in ein paar Jahren diesen Weg gehen würde. Der Gedanke machte ihm den Weg lieb. Und allmählich kam das Mädchen dazu, alle die vielverschlungenen Wege der Welt von Herzen zu lieben, weil jeder von ihnen einmal der Weg des Mannes gewesen sein oder sein Weg werden konnte.

Die Menschen, mit denen es zusammentraf, sah es daraufhin an, ob sie dem Manne begegnet wären. Manche wußten etwas von ihm, und das Mädchen liebte sie darum. Manche kannten ihn nicht. Aber konnten sie ihm nicht doch begegnet sein? Oder konnten sie ihm nicht vielleicht in Zukunft begegnen?

Schließlich nahm das Mädchen die ganze Welt in sein Herz auf; denn so war es sicher, daß es ihn und alles, was zu ihm gehörte oder jemals zu ihm gehören würde, bei sich trug und hegte. Ihn so ganz zweifellos bei sich zu haben, das schien dem Mädchen ein hohes Glück. Man las ihm sein Glück von seinem hellen Gesicht ab und hörte es in seinem Lachen klingen.

* * *

Auch glückliche Menschen werden alt: des Mädchens dunkles Haar wurde weiß; seine Haut wurde gelb und knitterig; seine Augen begannen trüb zu werden. Aber sein Mund stand unvergänglich jung in dem alten Gesicht, weil auch das Alter das Lächeln des Glücks nicht aus den Winkeln der Lippen verscheuchen und die runden Lippen nicht in die strengen, verkniffenen, dünnen Linien der bitteren müden Entsagung einbiegen konnte.

Als seine Stunde gekommen war, starb das alte Mädchen. Seine Seele kam vor den Richterstuhl Gottes. Sie stand vor Gottes Angesicht, zu ihrer Rechten der Engel des Glaubens und der Engel der Hoffnung, zu ihrer Linken der Engel der Liebe. Neben Gottes Thron aber stand der Engel des Gerichtes.

Es begann der Engel des Glaubens: „Sie hat fest geglaubt an dich, o Herr, und an die Werke deiner Hände und ist nie wankend geworden im Glauben an dich und dein Reich in der Zeit und der Ewigkeit. Sie hat geglaubt!"

Traurig zeugte aber der Engel der Hoffnung: „Sie hat nicht gehofft. O, hätte sie mehr erhofft! Sie würde nicht so schnell bereit gewesen sein, anzuhalten auf ihrem Wege. Sie hätte nicht so schnellbereit gesagt: ‚Das ist ein zu großes Glück, als daß es mir beschieden sein könnte,' damals, als sich vor ihren Augen ein herrliches Land auftat. Nicht so schnell wäre sie bereit gewesen, draußen stehen zu bleiben und sich zu begnügen. O, hätte sie mich an ihre Seite gerufen, auf

daß ich sie gestärkt im Vertrauen auf sich selbst und sie beflügelt hätte zum Einzuge in den Garten des Glückes! Sie hat nicht gehofft!“

„Aber sie hat geliebt, Herr,“ sprach mit voller Stimme der Engel der Liebe.

Die Seele hatte regungslos den Zeugnissen des Engels des Glaubens und des Engels der Hoffnung gelauscht. Es war gewesen, wie sie sagten; und weit weg von ihr war das, wovon sie sprachen, einst gewesen, ganz fern, ganz vordem gewesen. Aber, daß auch ihre Liebe *gewesen* sein sollte! Nein! Tausendmal nein! Gegen das Zeugnis des Engels der Liebe mußte sie Einspruch erheben. Sie zeugte wider ihn, indem sie mit ihrem ganzen Wesen sprach: „Nimmermehr! Sondern sie *liebt*, Herr. Sie *liebt* getreu heute und immer!“

Unwiderstehlich angezogen, drängte die Liebende sich zu dem Urquell der Liebe hin. Sie umschlang Gottes Kniee, aber nicht wie eine Bittende, und legte das Haupt in seinen Schoß, aber nicht wie eine Reuige. Als sei sie dieses Platzes gewiß, so nahm sie ihn ein.

Da trat der Engel des Gerichtes zur Rechten Gottes vor, der Engel mit dem flammenden Schwerte, derselbe, der Adam und Eva aus dem Paradiese verstoßen hatte. Die Seele begann zu zittern und wußte doch nicht warum. Der Engel des Gerichtes hob das flammende Schwert. Sein Auge drohte, und er sprach: „Sie hat die Aufgabe, die ihr gesetzt war, nicht erfüllt. Du, o Herr, riefest sie. Und dein Ruf klang ihr ins Herz. Aber tat sie das, wozu du sie riefest? Ist sie dem Manne, dessen Wesen zu fassen du ihr Herz bereitetest, nachgefolgt?“

„Konnte ich mich ihm schamlos aufdrängen?“ flüsterte die Seele in den Schoß Gottes.

Der Engel hatte es vernommen und sprach: „Nie kann schamlos sein, was die reine Frau tut. Selbst nackt ist sie *in Scham gekleidet*, und die Schamlosigkeit streift nicht einmal

an den Saum dieses Gewandes. Es war auch nicht Scham, die dich abhielt, das Bild des Weibes seiner Seele einzuprägen. Nur dem Kleinmut folgtest du, da du ohne Vertrauen auf ihn und dich ihn allein seiner Wege gehen ließest." Und der Engel wandte sich von ihr ab und sprach vor Gottes Angesicht: „Wo ist er nun? Sieh, in Einsamkeit hat er seine Tage zugebracht. Hätte sie ihm nicht zur Seite schreiten sollen? Sieh, ihm war das Leben ein Becher voll Bitternis. Hattest du ihr nicht gegeben, Süßigkeit hineinzugießen? Sieh, Wolken der Schwermut verwehrten ihm den Ausblick; umsonst hatte sie von dir die Macht empfangen, die Wolken zu zerstreuen. Allein ist er: kein Kind nennt ihn Vater. Kein Sohn wird sein zitterndes Alter an die starke, junge, lebendige Erde binden, so daß sie ihm vertraut und Freund bleibe. Fremd wird er ihr geworden sein, wenn sein Leib zu ihr zurückkehrt; als einen Fremden wird ihr Schoß ihn aufnehmen. Wer trägt die Schuld? Du weißt es, Herr: sie, die ihn allein sein und einsam werden ließ."

Die Seele achtete nicht auf die schwere Anklage des Engels, zu gleichgültig war ihr das eigene Los. Sie schaute durch die Worte des Engels hindurch auf das arme Leben des Mannes und wurde dabei voll Not.

„Wie lange, Herr? Wie lange wird er so leben?" fragte sie zitternd.

Gott sprach: „Noch zehn Jahre."

Das dünkte der Seele länger als die lange Ewigkeit, und sie flehte: „Herr, laß mich zurück zur Erde! Laß mich zu ihm!"

Der Engel des Gerichtes antwortete an Gottes Statt: „Du hast die Zeit nicht genutzt. Nun ist es zu spät. Dir bleibt nur Ewigkeit."

Die Seele hängte sich an den ewigen Gott und flehte erneut: „Herr, entlaß mich von dir! Nimm mir die Ewigkeit und entlasse mich an die Zeit, damit ich ihn tröste, so lange er noch in der Zeit ist."

Und Gott entzog dem Engel des Gerichtes das Wort, nahm es an sich und sprach selbst: „So gehe denn! Und weil du ihn aufgegeben hattest, als er dir ganz nahe war, sollst du ihn jetzt suchen müssen auf der weiten Erde. — Die Liebe beschwinge dich!"

Gott legte seine Hand auf die Seele und gab ihr die Gestalt eines Vogels. Und er entließ den Vogel aus seiner Hand.

* * *

Aus der Höhe des ewigen Himmels fühlte der kleine Vogel sich herausgeschleudert und wie einen Pfeil zur Erde hingeschossen. Als der Vogel auf der Erde angekommen war und Atem geschöpft hatte, erhob er sich wieder in die Luft, um Ausschau nach dem zu halten, den er suchte. Er sah ihn nicht unter den Menschen. Der Vogel fiel müde aus der Luft herab, und wenn er neue Kraft in sich fühlte, stieg er wieder hinauf und schaute nach ihm aus. Unermüdlich stieg er hinauf und flog er wieder herab. Er sah Hunderte und Tausende von Menschen, aber den einen sah er nicht.

Erschöpft saß das Vögelchen endlich auf einem Strauch, unfähig, sich noch einmal zu erheben. Während es bisher, nur suchendes Auge, aufwärts gestiegen war und herabgeschaut hatte, sandte es jetzt seine Stimme rufend aus. Der Ruf war so voll von Liebe und voll von Sehnsucht, daß die Menschen erstaunt aufhorchten. Die wunderbar süßen Töne weckten in ihnen das Verlangen, das Vöglein zu besitzen. Sie haschten nach ihm; sie stellten Fangnetze aus. Bald konnte das Vögelchen sich nicht mehr blicken lassen, ohne daß eine wilde Jagd begann. Es mußte sich vor den Nachstellungen in dichten, undurchdringlichen Büschen verbergen. Dadurch wurde ihm seine Aufgabe noch schwerer gemacht. Wenn der Tag vergangen war, ohne daß es etwas erreicht hatte, dann gellte sein Ruf der Sehnsucht aus dem Busche, in dem es sich ver-



borgen hatte, durch die Nacht. Nie aber konnte es seine ganze Not in ein Lied ausgießen. Mitten hinein in sein Lied drängte sich ein Schluchzen des Schmerzes und riß das Lied entzwei. Und doch hörte das Vögelchen nicht auf zu hoffen. Mit jedem neuen Morgen begann es von neuem zu suchen, indem es über die weite Welt hinflog oder von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch schlüpfte. —

* * *

Ein Tag nach dem andern ging dahin. Ein Jahr nach dem andern zog ein. Nun war das zehnte Jahr schon da, und noch immer irrte das Vögelchen suchend über die Erde; noch immer hatte die Seele nicht den gefunden, den sie lieb hatte. Angst erwachte in ihr. Immer ängstlicher schluchzte die Not in das Lied des Vögelchens und zerbrach die Melodie. Sollte er, den die arme Seele suchte, so einsam sterben, wie er durch ihre Schuld einsam gelebt hatte?

Es war Nacht. Das Vögelchen saß auf einem Rosenstrauß unterhalb eines geschlossenen Fensters. Ganz leise schluchzte es auf. Es hatte vor Erschöpfung keine Töne mehr, hatte nur noch dieses sehnsüchtige, stoßende Schluchzen.

Das Fenster wurde geöffnet. Eine Frau in dunkler Hülle beugte sich heraus. Sie schlug die Läden zurück und öffnete die Fensterflügel weit. Die milde Nachtluft floß breit in das Zimmer hinein.

„Ich möchte allein sein, Schwester!“ sagte ein Mann in dem dunklen Zimmer.

Das matte Vögelchen horchte auf. War das nicht der nie vergessene Klang der einen, der einzigen, geliebten, sonderbar schwebenden Stimme gewesen?

Die Frau hatte das Zimmer kaum verlassen, da huschte das Vögelchen zum Fenster hinein.

Zehn Jahre lang hatte der Vogel vergeblich gesucht, die Seele vergeblich gehofft und geharrt. Jahr um Jahr der

gewährten Frist war dahingeschwunden, ein jedes als ein neuer Mehrer banger und bängster Not. Doch nun — da auch das letzte Jahr sich eben wenden sollte: Vergessen die Angst! Vergessen alle Not! Vergessen selbst die drängende Flüchtigkeit der scheidenden Zeit! Vergessen! Denn die liebende Seele hatte ihr Ziel gefunden. Zehn Jahre waren dahin. Doch nun war die liebende Seele an ihrem Ziel.

Auch der Mann, den sie gesucht und endlich gefunden hatte, war am Ziel. Er lag im Sterben und fühlte, daß er starb. Und doch hatte er allein sein wollen. Denn er war viel unerträglicher allein, wenn ein anderer neben ihm saß.

Es war nicht immer so gewesen. Als er jung war, hatte er die Welt mit gläubigen Augen angesehen, hatte sie ganz umfassen und bei sich aufnehmen wollen. Zuweilen nur, wenn eine Wolke der Schwermut ihn einhüllte, war er abgedrängt worden von den anderen Menschen. Immer wieder hatte er seiner Einsamkeit entrinnen wollen und hatte sich deshalb fest an einen andern gehängt. Und wenn er ihm ganz nah zu sein glaubte, war der andere ihm auf einmal fremd, erschrecklich fremd erschienen, und er hatte ihn dahinfahren lassen und war wieder allein gewesen, einsamer noch als zuvor. Endlich war ihm jeder Zusammenhang mit der Welt verloren gegangen. Sinnlos schien ihm das Leben. Und als ihm der Glaube an das Leben verloren gegangen, verlor seine Hand, die zum Bilden und Formen geschaffen war, die Sicherheit, und seine Kunst zerbrach in lauter Stückwerk. Hoffnungslos gab er das Ringen auf: er verzweifelte an sich und der Welt. Nun stand er so ganz außerhalb der Welt, nun war ihm die Welt so ganz fern. Nur aus fernster Ferne hörte er den Atem der Welt. Es schien ihm ein Gebrause ohne Rhythmus, ohne Ordnung, ohne Sinn zu sein. Was sollte er viel nach dem Schöpfer eines so sinnlosen Chaos fragen! Es war Leere um ihn und in ihm.

Über die unruhig zuckende Hand des Sterbenden deckte sich zart etwas Wärmendes. Er sah einen kleinen Vogel die Flügel über seiner Hand ausbreiten, als wollte er ihr Schutz und Ruhe geben. Und wie die Federn zart über seine Finger hinstreiften, löste sich ihre krampfige Unrast. Lose ruhten sie unter den Fittichen.

Aber der Vogel wollte mehr geben. Er machte sich kleiner und duckte sich und schlüpfte unter die ruhende Hand. Und die matten, kraftlosen Finger bemühten sich festzuhalten, was sich ihnen darbot, und schlossen sich um den schmalen Vogelleib. Das Herz des Vogels klopfte an sie. Es war, als wenn das Leben der Welt sie warm berührte und sich der erkaltenden Hand schenken wollte. So umschlossen von den Fingern des Sterbenden, hob das Vögelchen den Kopf und begann zu singen. Die Töne hoben sich klar und voll und sicher vorschreitend aus dem chaotischen Brausen und Brummeln des Weltlärms und banden ihn. Was als Lärm erschienen war, wurde die rhythmisch geordnete Grundlage der Melodie des Vogelliedes.

Das Vögelchen fühlte, wie die Finger des Sterbenden schlaffer und kälter wurden. Es hatte sein Lied aber noch nicht ausgesungen, und er sollte doch nicht sterben, ohne es ganz gehört zu haben. Das Vögelchen entschlüpfte der kalten Hand und flog zum Haupte des Sterbenden. Es schmiegte sich an seine Wange und begann das Lied noch einmal ganz eindringlich, ganz dicht an seinem Ohr. Da sang nicht nur ein Vogel, der zehn Jahre lang bang suchend herumgeirrt war und nun endlich erlöst sein Ziel gefunden hatte, da sang eine Seele die Erfüllung ihres ganzen langen Lebens, die Erfüllung ihres die Zeit überdauernden Sehnens. Nichts beirrte und störte ihr Lied. Sie sang sich liebend aus, immer glückseliger, immer süßer und immer reiner und schloß mit ihrem Liede die Zeit an die Ewigkeit. Da bekam alles, was in der Zeit ist, einen neuen Sinn und Zusammenhang.

Hinter dem brechenden Auge des Sterbenden erstand das Bild der Welt in der Klarheit, nach der er einst vergeblich gestrebt und die er endlich verzweifelnd geleugnet hatte. Das Lied der Erfüllung gab ihm den Glauben an die Welt und an den Schöpfer der Welt zurück und füllte ihn mit großer ruhevoller Zuversicht. Alles, was ihm fremd gewesen war, schien ihm nun vertraut und nahe, und er zog es mit seiner letzten Kraft noch näher heran an sein Herz. Und als der Tod seine Seele vom Leibe schied, war seine Seele voll Klarheit und sein Leib war in Frieden.

* * *

Der kleine Vogel begleitete die Seele des Mannes in die Ewigkeit. Er flog wegweisend vor ihr her. Von seinen Flügeln getragen, schwebte der Vogel vor die thronende Majestät Gottes. Er nahm den Engeln das Wort von den Lippen und jubilierte frohlockend: „Er hat geglaubt und hat gehofft, und er liebt, Herr, er liebt, was ist und was sein wird."

Die Engel des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe neigten zustimmend das Haupt. Der Engel des Gerichtes zog das flammende Schwert an sich, gab den Weg frei und sprach zu der Seele des Mannes: „Gehe ein in die Herrlichkeit!"

Über die Seele des Mannes goß sich der Glanz der Verklärung; sie war erlöst und geläutert für alle Ewigkeit. Da schwoll das Lied des Vogels noch einmal in seligem Jubel auf.

Aber der Mann zögerte, der Weisung des Engels zu folgen. Vor dem leuchtenden und alles durchleuchtenden Angesichte Gottes hatte er in dem wegweisenden Vogel die Seele des Mädchens und die Macht ihrer Liebe erkannt. Nun schaute er den Engel des Gerichtes fragend an: „Und sie? Soll sie nicht mit mir eingehen? Könnte die göttliche Liebe sie von mir scheiden?"

Der Engel des Gerichtes sprach: „Gott ist nicht nur die Liebe, sondern auch die Gerechtigkeit. Sie war frei gewillt, die Ewigkeit für die Zeit einzutauschen und hat nun ihr Teil."

Mit dem klaren Lächeln der Gewißheit entgegnete der Mann: „Wenn ich in ewige Herrlichkeit eingehe, hat sie auch daran ihren Teil, denn siehe, sie hat mir ihr Wesen tief eingeprägt, und ich trage es in mir in Ewigkeit."

Unter seinem verklärten Blick, der sie mit zeitloser Liebe umfing, begann auch die Seele des Mädchens zu leuchten. Der Engel des Gerichtes aber verstummte.

Und Gott, die ewige Liebe, Gerechtigkeit und Weisheit, nahm das Wort und sprach zu der Seele des Mädchens: „Weil du ihn über alle Zeit hinaus geliebt hast, wirst du in alle Ewigkeit mit ihm sein; aber auch die Zeit soll ihren Anteil an dir behalten. Solange die Erde dauert, sollst du in jedem Jahr zu ihr hinabsteigen und den Menschen von ewiger Liebe singen."

Wieder gab der Engel des Gerichtes den Weg frei, und völlig eins gingen die beiden Seelen in die Ewigkeit ein.

Auf Erden aber singt im Frühling die Nachtigall ihr Lied der Liebe und weckt Ewigkeitssehnsucht und Ewigkeitsahnung in den Herzen liebender Menschen.

*

Erlebnisse eines Rheinländers in den beiden ersten Koalitionskriegen

Mitgeteilt von Karl Freiherrn von Eichendorff

„Briefe“, sagt Goethe, „gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann ... Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los; und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam.“ — Derartige Dokumente sind um so höher zu bewerten, je größer der Abstand ist, der uns von der Zeit trennt, in der sie entstanden, gewähren sie uns doch vielfach interessante Einblicke in Stimmungen und Verhältnisse, die uns Nachgeborenen fremd, ja mitunter geradezu unverständlich geworden sind.

Geben die nachstehenden vom Verfasser einige Jahre nach seiner Entlassung aus dem österreichischen Militärdienste auf Grund von Briefen und Notizen zusammengestellten Aufzeichnungen auch nur ein sehr unvollkommenes und persönliches Bild jener schweren Zeit, so dürfte ihnen doch eine gewisse historische Bedeutung nicht abzusprechen sein. Die schwankende Haltung der kaiserlichen Regierung, die Entschlußunfähigkeit so mancher ihrer Heerführer und das Mißtrauen der deutschen Fürsten gegen die Ziele der österreichischen Politik, wodurch die Kriegsführung in so unheilvoller Weise beeinflußt wurde, treten deutlich in die Erscheinung. Besonders bemerkbar macht sich aber auch der dem Offizierskorps damals anhaftende Hang zu Wohlleben und Genuß. Die eiserne Mannszucht und Pflichttreue der preußischen Armee war ein unbekannter Begriff. Mit Vorliebe entfernten sich die Offiziere unter allen möglichen Vorwänden, zuweilen sogar ohne Urlaub, von ihren Truppen-

teilen. Während der rauhen Jahreszeit suchte man einen Feldzug nach Möglichkeit zu vermeiden, man drängte daher in die Winterquartiere oder suchte durch Abschluß eines Waffenstillstandes sich den bevorstehenden Unbequemlichkeiten zu entziehen. — Aber troß aller dieser Mängel steckte ein gesunder Kern in der so viel geschmähten alten kaiserlichen Armee. Nichts war imstande, den ihr innewohnenden Korpsgeist und ihr Selbstgefühl zu erschüttern. Mit überraschender Schnelligkeit erholte sie sich immer wieder auch von den schwersten Niederlagen. — Seitens der Gegner Österreichs suchte man den Enthusiasmus der Truppe mit allen Mitteln zu entflammen. Ohne Bedenken erweckte man bei den Soldaten die Hoffnung auf ungemessene Beute in den zu erobernden Gebieten und, wie in unseren Tagen, schilderte man den Feind als rohe Barbaren. Behauptete man doch allen Ernstes, daß seitens der Österreicher Kinder gespießt und gebraten worden seien.

Von der unverkürzten Wiedergabe der Handschrift mußte Abstand genommen werden, da manches den Abdruck denn doch nicht zu lohnen schien. Auch die Schreibweise des Originales konnte mit Rücksicht darauf, daß der Verfasser in seiner Jugend die deutsche Schriftsprache nur unvollkommen beherrschte, nicht beibehalten werden. Die Ortsnamen sind vielfach dermaßen unleserlich und unorthographisch geschrieben, daß die richtigen Bezeichnungen zuweilen selbst mit Hilfe der Landkarte nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnten.

Theodor Wilhelm Raimund Joseph Freiherr von Negri war am 9. November 1771 zu Brunssum in der holländischen Provinz Limburg, als Sohn des Drosten zu Valkenburg Franz Wilhelm Joseph auf Brunssum und Henri-Chapelle und der Johanna Maria Josephine geb. Freiin von Eys gen. Beusdael, Erbin von Zweibrüggen, geboren. Er studierte auf den Universitäten Heidelberg, Köln und Löwen,

wurde österreichischer Offizier und im Jahre 1816 von der preußischen Regierung mit der Verwaltung des Kreises Malmedy beauftragt. Nach seiner Verabschiedung im Jahre 1840 zog er sich nach Aachen zurück, wo er am 8. Juli 1852 starb.

* * *

Aus dem elterlichen Hause wurde ich nach Löwen geschickt, um dort Jura zu studieren. Die Reise ging über Aachen, eine Stadt, die wenig gut gebaut, aber berühmt wegen ihrer warmen Quellen ist. In dem schönen Redoutensaal, wo öffentliches und privilegiertes Spiel stattfindet, ist Einheimischen und Fremden Gelegenheit geboten, sich und ihre Familien zugrunde zu richten. Die Umgebung ist sehr schön. Eine Viertelstunde entfernt liegt Burtscheid mit einer Reichs-Abtei, deren Äbtissin und regierende Landesfrau meine Tante ist[1]). Von hier nach Mastricht, einer an der Maas liegenden holländischen Festung mit schöner steinerner Brücke. An der auffallenden Reinlichkeit merkt man, daß man sich auf holländischem Boden befindet. Über St. Trond nach Löwen, wo ich die Collegia besuchte. Während ich mich in Löwen aufhielt, wurde Österreich in einen Krieg mit Frankreich verwickelt. In der Annahme, daß die geschlagenen Österreicher den Rhein überschreiten würden, emigrierte ich mit meinen Eltern nach Düsseldorf, wohin die Armee unter Clerfayts[2]) Kommando bald nachrückte. Vor der Beschießung Düsseldorfs durch die Franzosen, wodurch die Stadt, namentlich aber das kurfürstliche Schloß, stark beschädigt wurde und viele Bürger ihr Hab und Gut verloren, hatte ich mit einigen Verwandten den Rückzug nach dem zwei Stunden entfernten Ratingen angetreten. In der nächstfolgenden Nacht fuhren

[1]) Maria Jakobine Josephine Freiin von Eys gen. Beusdael war die letzte Fürstäbtissin von Burtscheid. Sie starb am 12. Dezember 1806 in Zweibrüggen bei Geilenkirchen.

[2]) Karl Graf von Clerfayt (1733—1798) österr. Feldmarschall.

wir über Mülheim a. d. Ruhr nach Essen und kamen endlich in die freie Reichsstadt Dortmund, wohl die unbedeutendste, jedenfalls aber die traurigste im ganzen Reich. Als mein H. Vater mit meinem Bruder nach Hause zurückkehrte — meine Mutter[3]) verblieb mit den Schwestern in Düsseldorf —, beschloß ich, eine passende Gelegenheit zur Rückreise nach Düsseldorf zu benutzen. Die Lage war in mancher Beziehung recht traurig, denn was kann für einen jungen Menschen niederdrückender sein, als sich sagen zu müssen: du bist nur zum Essen und Schlafen da und um die Tage zu zählen, damit es wieder Nacht werde. In dieser Zeit fügte es sich, daß der H. Obrist Graf Nimptsch bei dem H. Präsidenten von Ritz[4]) anfragte, ob ihm keine jungen Leute von Stand bekannt wären, welche in Kaiserl. Königl. Dienste zu treten bereit seien. Meine Mutter, der dies vorgetragen wurde, berief meinen Bruder, damals Kadett im Löbl. Erzh. Karl Regiment, zu sich. Da dieser, der täglich seine Beförderung erwartete, ablehnte, ließ ich mich ohne Vorwissen der Meinigen dem H. Obristen vorführen. Nach vielfältigen Erörterungen versprach mir der Obrist, mich dem Proprietaire Marquis Bota in Vorschlag zu bringen. So lebte ich in banger Erwartung bis auf das Jahr

1795. Januar.

Am 14. erhielt ich in Dortmund, wohin ich inzwischen zurückgekehrt war, die Mitteilung, daß ich seit dem 28. Okt. 1794 als Fähndrich[5]) bei dem Löbl. Kaiserl. Königl. 1. Linien-Infanterie-Regiment angestellt sei. (Ich beschloß nunmehr, alles dasjenige, was mir in K. K. Diensten begegnen würde

---

[3]) Nach dem im Jahre 1775 erfolgten Ableben ihres ersten Gatten hatte sich dieselbe mit ihrem Schwager Joseph Anselm Anton vermählt.

[4]) Friedr. Joh. Wilh. v. Ritz war kurpfalz-baierischer Geheimer Rat und Jül.-Berg. Hofratspräsident.

[5]) Bis 1807 die unterste Offiziercharge.

und die kleinen täglichen Begebenheiten aufzuzeichnen.) Am 19. schied ich etwas betrübt von Dortmund, kam am 20. nach Düsseldorf, wo das Regiment in Garnison stand, equipierte mich daselbst und erhielt Quartier bei Frau von Pfeil in der Karlsstadt. Da meine Mutter und Schwestern in der Stadt wohnten, fehlte es nicht an Unterhaltung.

Februar.

Zu dieser Zeit war der Rhein zugefroren. An dem Tage, als das Wetter nachließ, befand ich mich an der Schneidmühle auf Pikett. Den 13. mußten wir der starken Überschwemmung halber die Stadt verlassen. Die Kompagnie kam in das zwei Stunden entfernte Gerresheim. Am 18. erfolgte die Rückkehr nach Düsseldorf, wo ich bei Frau von Leerodt Quartier bezog. Die Annehmlichkeiten der damaligen Zeit lassen sich nur schwer beschreiben. Die Nähe meiner Verwandten, die schöne Garnison, die Beschäftigung des Geistes durch den neuen Stand — und das Herz — das Glück war zu groß, als daß es von langer Dauer hätte sein können.

März.

Den 21. verließen wir Düsseldorf und marschierten bis Leichlingen a. d. Wupper, am 23. setzten wir den Marsch über Mülheim a. d. Ruhr, wo sich das Hauptquartier des kommandierenden Generals Clerfayt befand, fort, passierten Köln und erreichten schließlich Wahn.

April.

Am 4. kamen wir nach Floersheim am Main, am 8. nach Wolfskehlen, wurden am 12. in Biebesheim und am 22. in dem bei Mannheim gelegenen Sandhofen einquartiert.

Mai, Juni, Juli.

Am 8. bezogen wir bei Hofheim, der alten freien Reichsstadt Worms gegenüber, ein Lager. Unseren Dienst taten

wir auf einer Insel inmitten des Rheins. Als ich eines Tages hier auf Pikett war, erkannte mich der kurfürstliche Diener, der vor einiger Zeit in Alsdorf[6]) wohnte. Wie sehr mich dieser unbedeutende Vorfall freute, kann nur der ermessen, der fern von seinem Vaterland und den Verwandten unter fremden Menschen lebt. Die Zusammenziehung so großer Truppenmassen hatte manche unerfreulichen Folgen. Die Lebensmittelpreise stiegen andauernd, auch hatten wir so viele Deserteure, daß unser Oberst erklärte, den ersten, der eingefangen würde, erschießen zu lassen. — Er hat Wort gehalten.

August.

Den 15. kamen wir aus dem Lager nach Wattenheim, am 19. von dort nach Gernsheim. Die Folge des Lagers, das teils in einem Sumpfe gelegen war, war für mich das kalte Fieber.

September.

Am 7. marschierten wir nach Hofheim, am 11. nach Bürstedt. Zu dieser Zeit beabsichtigte unser Major, mit mir zur Komödie nach Mannheim zu gehen. Als wir den Neckartalerwald passiert hatten, bemerkten wir eine Vedette, die uns auf Befragen mitteilte, daß Mannheim von den Franzosen besetzt sei. Wir wollten dies zunächst nicht glauben, zumal der Major erst vor wenigen Stunden die Vorposten bis etwa eine Stunde vor Mannheim vorgeschoben hatte. Ein in der Nähe befindlicher Offizier bestätigte uns jedoch die Richtigkeit und erzählte uns, daß sein Truppenteil und das Bataillon von Lockermann am heutigen Tage die Stadt geräumt hätten, während die Pfälzer dort geblieben wären. Von einer Patrouille sei ihm gemeldet worden, daß man, trotzdem die Franzosen in die Stadt eingezogen seien, keinen

[6]) Alsdorf bei Aachen.

Schuß gehört habe[7]). Wir kehrten so schnell wie möglich nach unserer Station zurück, wo alles ruhig war. Endlich erhielten wir den Befehl, unsere Piketts in größter Stille und Geschwindigkeit einzuziehen und nach Weinheim zu rücken, wo wir mit anderen Truppen, namentlich dem braven Regiment Royal-Allemand, zusammentrafen. Hier hörten wir, daß der Feind unterhalb Düsseldorf den Rhein überschritten habe und gegen Mainz vorrücke. Die Sache nahm jedoch bald eine andere Wendung. Die bei Freiburg stehenden Truppen wurden herangezogen, der Feind bei Mannheim geschlagen und in die Stadt zurückgeworfen. Mit Recht behauptete man, daß unser Korpskommandant den Feind durch Käfertal von Mannheim hätte abschneiden können, wenn er nur gewollt habe. Am 24. gingen wir in unser Lager bei Weinheim zurück.

Oktober.

Nach einem Marsch über Heppenheim—Bensheim lagerten wir am 6. bei Zwingenberg, kamen am 7. durch Darmstadt und bezogen ein Lager bei Arheiligen, wo gegen 80 000 Mann zusammengezogen waren. Wer ein derartiges Lager noch nicht gesehen hat, kann sich von der Großartigkeit des Anblicks keinen Begriff machen. Hier wurden wir in 3 Korps geteilt. Am 9. kamen wir nach Babenhausen, den 10. überschritt die Armee den Main (wir bei Seligenstadt). — Biwak bei Kahl. — Morgens um 2 Uhr brachen wir am 11. auf, marschierten den ganzen Tag hindurch und bezogen abends 6 Uhr in der Nähe von Frankfurt bei Bergen ein Lager. Da mein Pferd gedrückt war, mußte ich den ganzen Tag hindurch im

[7]) Seitens der pfälzischen Regierung war die Festung, als die Franzosen Miene machten, die Stadt zu beschießen, am 10. September dem Feinde verräterischer Weise übergeben worden; die aus 4000 Pfälzern und einem österr. Bataillon bestehende Besatzung wurde vom Kriegsschauplatz entfernt.

strömenden Regen zu Fuß gehen. An diesem Tage hatten wir, trotzdem die Hessen in forma protestierten, die Demarkationslinie[8]) überschritten. Hierdurch kamen wir meiner Meinung nach, dem Feinde, der den Kaiserlichen zu großes Vertrauen geschenkt hatte, in den Rücken. Not kennt kein Gebot.

Am 12. gerieten unsere Vorposten mit dem Feinde in Berührung. Es kam jedoch nicht zum Gefecht, da die Franzosen nur Widerstand leisteten, um die bereits begonnene Retirade zu maskieren. In der Voraussetzung, daß uns große Märsche bevorständen, tauschte ich mein gedrücktes Pferd, für welches ich vor wenigen Tagen 25 Louisd'or bezahlt hatte, gegen ein solches um, das nur 8 Louis d'or wert war. In der Nacht des 14. wurde der Rückzug des Feindes, den wir am nächsten Tage bis Wehrheim verfolgten, gemeldet. Hierdurch war Mainz entsetzt. Der dortige Kommandant beteiligte sich an der Verfolgung und es gelang ihm auch, einige Gefangene und mehrere Kanonen zu erbeuten. Den 16. biwakierten wir bei Weilmünster. Da wir vom Feinde nichts mehr vernahmen und hörten, daß General Kienmayer[9]) in Opladen stände, glaubten wir allen Ernstes in das geliebte Düsseldorf zurückkehren zu können. Es kam jedoch anders, als wir dachten. Am 23. erhielten wir den Befehl, das Lager bei Wehrheim zu beziehen, am 24. wurden wir in den um Frankfurt gelegenen Ortschaften einquartiert und am 25. endlich rückte das Regiment nach Wicker bei Mainz. Auf dem Marsch kamen wir durch das Städtchen Höchst mit schönem der Familie Bolongaro gehörigen Schloß und Schnupftabakfabrik. Abends am 28. wurden sämtliche Truppen in Marsch gesetzt. Am 29. vor Tagesanbruch marschierten wir in aller Stille durch Mainz, das für unüber-

---

[8]) Demarkationslinien werden bei Waffenstillständen in der Regel nach dem status quo vereinbart.

[9]) Michael Freih. v. Kienmayer (1750—1828) österr. Feldzeugmeister.

windlich gehaltene feindliche Lager und die Verschanzungen wurden angegriffen und wider alles Erwarten innerhalb einer Stunde im Sturm genommen. Der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Stellung wurde dem Feinde zum Verhängnis. Das Unternehmen kostete uns zwei brave Generale Graf Woltenstein und (unleserlich), sowie 1400 Mann. General Clerfayt hat hier seinen Namen unsterblich gemacht. Einige hundert Kanonen, viel Munition und einige Gefangene fielen in unsere Hände[10]. Wir bezogen alsdann ein Lager auf dem Kreuzberge. Abends veranstaltete die Stadt einen Ball mit Souper usw. Beim Eintritt wurde der greise Held von allen Seiten mit dem Ruf „es lebe Clerfayt, es lebe unser Vater" stürmisch begrüßt. Als einige festlich gekleidete Kinder ihm einen Zweig überreichten und einen Lorbeerkranz aufsetzten, traten ihm die Tränen in die Augen. Er zerpflückte den Zweig und verteilte die Stücke an seine Offiziere mit den Worten: „ich entwarf's und diese Ehrenmänner führten es aus". — Alles war in bester Stimmung. Die Schöne, die ihren Schatz verloren hatte, schaffte sich in aller Eile einen neuen an. Es durfte ja an diesem Abend niemand traurig sein. Am 30. wurde ein Tedeum abgehalten, wobei unser Vater Clerfayt wie ein junger Ritter vor der Front auf und ab ritt.

November.

Bis zum 4. mußten wir, angeblich weil es an Lebensmitteln fehlte, hier ausharren. Clerfayt wäre ja auch sonst zu groß geworden. Die letzten Ereignisse hatten ihm viele Feindschaft eingetragen. Abends kamen wir nach Zornheim; am 5. bezogen wir ein Lager bei Bechtheim unweit Worms. Hier erhielten wir von der Wurmser[11])-Armee, die bei Gerns-

[10]) Die Franzosen verloren 138 Geschütze, 153 Offiziere und 2000 Mann.

[11]) Dagobert Sigmund Graf v. Wurmser (1724—1797) österr. Feldmarschall.

heim den Rhein überschritten hatte, Verstärkung. In der Frühe des 10. begann die Kanonade. Der Feind, der durch das Zaudern Zeit gewonnen hatte, war zwischen Gernsheim und Monsheim in Stellung gegangen. Um 12 Uhr rückte das Bataillon zur Bedeckung der Artillerie vor. Bei dieser Gelegenheit wurde unser Pulverwagen durch eine einschlagende Granate in die Luft gesprengt. Da sich der Feind gegen Abend zurückzog, gingen wir zur Unterstützung der Plänkler vor und bezogen in den Weiden bei Monsheim Pikett. Am nächstfolgenden Tage stellte sich bei mir das Fieber, von dem ich nur unvollkommen geheilt war, wieder ein. Aus unangebrachtem Ehrgeiz wollte ich, da es meine erste Kampagne war, den Truppenteil nicht verlassen, sondern erbat mir die Erlaubnis, die Nacht im nächsten Dorfe zuzubringen. Unser Obrist Graf Nimptsch erkrankte ebenfalls und mußte zurückgebracht werden. Bei Lambsheim hatte ich Gelegenheit, ein großartiges militärisches Schauspiel zu bewundern. Wie auf dem Paradeplatz wurde in halben und ganzen Divisionen[12]), bataillons- und regimentsweise manöveriert, in Treffen aufmarschiert, mit klingendem Spiel und bei Kanonendonner hin- und hergezogen und endlich divisionsweise dechargiert. Viele brave Kameraden fielen, rechts von uns ging ein großes Dorf in Flammen auf. Doch ich unterdrückte alles Weitere, da ich mir vorgenommen habe, das gräßliche, das ich erlebte, in das Buch der Vergessenheit zu schreiben. Wir nahmen hierauf Lambsheim, besetzten die nahe gelegene Anhöhe, konnten aber der vorgelegenen Sümpfe wegen nicht an den Feind herankommen. Da letzterer infolge unseres Vordringens bei Frankenthal abgeschnitten zu werden fürchtete, retirierte er abends bis über die Landauer Linien hinaus. Wir bezogen ein Lager auf

---

[12]) Im 18. Jahrhundert bildeten bei der österr. Infanterie zwei Halbdivisionen (Kompagnien) eine Division, drei Divisionen das Bataillon.

dem Schlachtfelde, freuten uns des Erfolges und betrauerten die gefallenen Brüder. Am 15. Biwak bei Friesenheim.

Der Feind wurde aus der Pfalz vertrieben und Mannheim von zwei Seiten beschossen, wodurch namentlich das kurfürstliche Schloß erheblich gelitten hat. Nach Einnahme der Stadt erwartete man mit Spannung, was mit den dort gebliebenen pfälzischen Truppen geschehen werde. Alsbald erfuhren wir, daß dieselben bei Schwetzingen von unseren Truppen desarmiert worden seien und bis auf weiteres im Odenwald zu verbleiben hätten. Am 11. kantonnierten wir in Ruppertsberg bei Neustadt a. d. Haardt, während von jedem Bataillon eine Division im Lager blieb. Das Regiment kam am 23. nach Grünstadt, am 24. der Stab nach Alzey, wir nach Heppenheim, den 25. nach Stein-Bockenheim.

Dezember.

Nachts um 2 Uhr am 1. rückten wir nach Kreuznach vor und wurden auf dem Galgenberge in zwei Treffen aufgestellt. Als der Feind die Stadt angriff, zogen wir uns zurück, blieben aber den ganzen Tag und die Nacht hindurch unter Gewehr. Gegen Morgen kam Clerfayt, fragte, was man hier wolle und befahl, in die früheren Stationen zurückzukehren. Den 2. kamen wir nach Bretzenheim (?), den 12. nach Stein-Bockenheim, den 16. nach Frei-Laubersheim. Am 17. wurde das Regiment in Kreuznach einquartiert, unsere Division aber kam in der Heide bei Schöneberg auf Pikett. Bei unserer Ankunft waren unsere Truppen bereits in ein Gefecht mit dem Feinde verwickelt. Während mein Hauptmann und ich als Artilleriebedeckung zurückblieben, ging Leutnant Siegel mit 40 Mann dem Feinde entgegen. Nachdem das Bataillon sich unter der Führung des Hauptmanns von Gredler gesammelt hatte, rückten wir bis zum Soon-Wald vor. In Dalberg, wo der Feind am längsten Widerstand leistete und schließlich durch den Leutnant Baron Loewen verjagt wurde,



bezogen wir gegen 5 Uhr Abends Quartier. Da ich mir infolge der Kälte einen geschwollenen Fuß und eine Blutstauung zugezogen hatte, mußte ich am 24. auf einem Ochsenwagen nach Bingen und von dort über Mainz und Worms nach Bürstadt transportiert werden. Nach erfolgter Rücksprache mit dem Obristen kam ich am 30. ins Spital nach Heidelberg.

1796. Januar.

Den 2. ließ ich den H. Stabsarzt Metzler rufen, welcher mir gute Hoffnung machte und mich durch seinen Bruder, der Oberarzt war, behandeln ließ. Dieser kam jedoch nur selten, da er bald merkte, daß bei mir nicht viel zu holen sei. Anfangs gestattete mir mein Zustand noch auszugehen, Besuche zu machen und an öffentlichen Veranstaltungen teilzunehmen, bei welcher Gelegenheit ich allerdings eine traurige Rolle spielte.

Februar.

In diesem Monat wurde der brave General Clerfayt nach Wien abberufen, wie man erzählte, um dort den Plan für die nächste Kampagne zu holen. Wir wurden jedoch bald eines besseren belehrt. Diejenigen, die edel und rechtschaffen handeln, werden eben überall in der Welt verkannt und angeschwärzt[13]). Wer ihn kannte und das Glück hatte, unter seinem Kommando zu stehen, wird den alten Helden niemals vergessen.

März.

Mein Zustand verschlimmerte sich zusehends. Da ich das geschwollene Bein nicht aufschneiden lassen wollte,

[13]) Die am 6. Februar erfolgte Enthebung Clerfayts von seinem Posten ist anscheinend auf die Mißgunst des Ministers Thugut gegen alle Männer von eigenem Willen zurückzuführen. Nach dem Urteil des Erzherzogs Karl (Ausgew. Werke IV 220) besaß Clerfayt gute militärische Eigenschaften und stoische Tapferkeit, es fehlte ihm jedoch die dem Feldherrn unentbehrliche Entschlossenheit. Seine Operationen zeugen von Umsicht und richtiger Berechnung.

wurde eine Kommission zusammenberufen, bestehend aus dem Major Schellenberg, den Stabsärzten Braun und Metzler, sowie dem Oberfeldarzt Brambiller. An diesem Tage besuchte mich Joseph Jöres (?) aus Montjoie (?), der mit mir in Heidelberg und Köln studiert hatte. Derselbe kam in Begleitung des Leibmedikus des Herzogs von Zweibrücken, eines Juden, der mir nach erfolgter Untersuchung sämtliche Verbände abnahm und mir soviel Opium gab, daß ich zwei Tage und eine Nacht, ohne aufzuwachen, schlief. Als ich erwachte, war das Bein am Knie und an der Wade offen. Der Arzt gab mir die Hand und versicherte mir, daß nunmehr jede Gefahr beseitigt sei. Nach einigen Wochen konnte ich mich auf Krücken fortbewegen.

April und Mai.

Täglich ging ich zur Frau von Brüsselle, die eine schöne Tochter hatte und mir viel gutes erwies. Diese Besuche verdrossen einige aus meiner Umgebung. Einer der Verpflegungsoffiziere begab sich zum General Sztáray[1]), der ebenfalls krank war, um meine Abberufung zu verlangen. Der in der ganzen Armee als unhöflich bekannte General beschied mich zu sich, trotzdem ich meiner Krankheit wegen dorthin gefahren werden mußte, und fragte mich, was ich hier wolle. Als ich antwortete, daß ich auf seinen Befehl gekommen sei, sagte er, „ich will wissen, was Sie in der Stadt zu tun haben, wenn Sie morgen nicht fort sind, werde ich Sie geschlossen zum Regiment bringen lassen". Ich bemerkte hierauf, daß ich eine derartige Behandlung in Kaiserl. Diensten nicht verdient zu haben glaube und versicherte dem General, daß ich jetzt erst recht nicht gehen würde, bevor ich vollständig wiederhergestellt sei. Unser Herr, der Kaiser, sei zu bedauern, wenn seine Offiziere tatsächlich so

[14]) Anton Graf v. Sztáray (1740—1808) österr. Feldzeugmeister.

wenig Ehrgefühl hätten, als der General anzunehmen scheine. Mit den Worten „nun wir werden sehen“ wurde ich entlassen. Da mein Leiden sich immer noch nicht bessern wollte, wurden mir Bäder verordnet. Leider war ich, um die Kosten für Reise, Bäder und Arzt bezahlen zu können, genötigt, mein Reitpferd zu verkaufen.

Juni.

Am 8. erfolgte die Abreise über Bruchsal, Ettlingen, Rastatt nach Baden-Baden, wo sich nur ein einziges teueres Wirtshaus befindet. Den 28. mußten wir den Ort verlassen, da das schwäbische Korps unter dem General v. Stein es für gut befand, den Feind ohne Widerstand über den Rhein marschieren zu lassen. Da feindliche Truppen von Düsseldorf aus in der Richtung auf Frankfurt vordrangen und die Wurmser'sche Armee auf dem Marsch nach Italien war, hielt der Erzherzog es für zweckmäßig, sich bis zur böhmischen Grenze zurückzuziehen.

Juli.

Den 5. über Bietigheim, Lauffen, Schwaigern, Heilbronn nach Öhringen, Residenz des Fürsten von Hohenlohe, wo wir zunächst keine Aufnahme fanden, weil man der Ansicht war, daß eine Residenzstadt, und wenn sie auch noch so unbedeutend sei, mit Einquartierung nicht belegt werden dürfe. Die Ursache für die anfängliche Weigerung dürfte weniger darin zu suchen sein, daß man uns nicht wollte (man ist recht gut preußisch), sondern vielmehr in dem Umstand, daß es dort sehr viele hübsche Mädchen gibt, die Seine Durchlaucht allergnädigst für sich zu behalten wünschte. Über Schwäbisch-Hall, Aalen, Heidenheim nach Gundelfingen. Am 24. passierten wir bei Günzburg die Donau und kamen nach Burgau. Den 27. erreichten wir Augsburg. Da hier noch keine Offiziere einquartiert waren, wurden wir anfangs etwas sonderbar aufgenommen. So fragte mich mein Hausherr v. Züssen, ob ich bei ihm zu essen beabsichtige oder ob sein Diener mich

in ein Wirtshaus begleiten solle und wie viele Zimmer ich beanspruche. Wir kamen jedoch sehr gut miteinander aus und ich hätte gewünscht, länger dort bleiben zu können.

August.

Von dort am 5. nach Adelzhausen, am 6. noch Dachau mit unbedeutendem Schloß des Fürsten von Pfalz-Bayern und den 7. nach München. Sehenswert sind die Residenz, das Komödienhaus und die schönen Promenaden. Merkwürdig ist auch das eine kleine Stunde entfernte Nymphenburg. Der Park mit seinen prachtvollen Wasserkünsten gehört zu den schönsten Deutschlands. Unter den im Garten angebrachten Gebäuden verdient das sogenannte Amalienschlößchen besonderes Interesse. Von dem Geschmack des Kurfürsten zeugt ein Zimmer mit den Porträts seiner Freundinnen. Den 9. nach Pastetten, den 10. nach Gars, den 11. nach Mühldorf. Hier hielt man mich für ein Mitglied der Familie v. Negri aus Salzburg, es kostete mir Mühe, den gestrengen Herrn von seinem Irrtum zu überzeugen. Am 14. nach Burghausen, am 15. nach der unbedeutenden Festung Braunau, am 16. nach Altheim, am 17. nach Ried, am 18. nach Haag, am 20. nach Lambach mit schöner Abtei, am 21. nach Wels, am 22. nach St. Florian. Hier wurde ein Teil der verwundeten und kranken Offiziere zurückgelassen. Den 25. kamen wir nach Linz, wo ich die Familie von Guban besuchte.

September.

Mit dem Major v. Württemberg am 5. nach Linz, am 6. nach Eferding, wo wir in der Abtei zu Mittag speisten, den 7. nach Peuerbach, den 8. nach Schärding, den 10. nach Vilshofen, den 11. nach Plattling, den 12. nach Straubing, wo ich von einer der Familien v. Negri aus Salzburg aufgenommen wurde, den 13. nach Pfatter, den 14. nach Regensburg. Am 17. kamen wir nach Schambach (?), den 18. nach Deining, den

19. nach Feucht, den 20. nach dem von den Preußen besetzten Nürnberg, den 22. nach Emskirchen, den 23. nach Bullenheim, den 24. nach Würzburg, den 25. nach Bischofsheim, den 28. nach Miltenberg, den 29. nach Frankfurt und den 30. nach Höchst.

Oktober.

Am 2. nach Breckenheim, den 3. nach Wiesbaden, den 4. nach Mainz, wo unser Regiment ein Lager bezogen hatte. Dem Prinzen von Anhalt-Bernburg[15]), der inzwischen das Regiment erhalten hatte, war ich derart gut empfohlen worden, daß er mich mit den Worten begrüßte: „Können Sie deutsch?“ „Wo sind Sie solange herumgelaufen?“ — Meine Antwort war die Forderung meiner Entlassung. Auf die Frage nach der Veranlassung erwiderte ich: „Mein Herr Obrist, wenn der Mann von Geburt kein Ehrgefühl besitzt, ist er als der niedrigste unter den Menschen zu betrachten und nicht wert, Ihro Durchlaucht Uniform zu tragen.“ Ich überreichte dem Obristen alsdann die Atteste, die ich mir vorsichtshalber von allen Spitälern, in denen ich verweilen mußte, hatte ausstellen lassen und bat um die Erlaubnis, noch einige Affairen mitmachen zu dürfen, nicht um meine Feinde Lügen zu strafen, sondern um mich in den Augen des Prinzen zu rechtfertigen. Major de Lamarine, dem ich einen Brief des Prinzen Max von Zweibrücken zu überbringen hatte, suchte mich zu beruhigen und sagte: „Sie waren lange vom Regiment weg, aber Sie werden Ihre Gründe gehabt haben.“ Gelegentlich der Wachtparade fragte ich die versammelten Offiziere, wem ich die unfreundliche Aufnahme zu verdanken habe, es würde mich freuen, dieses scheußliche Tier kennen zu lernen. Allgemein wurde mir versichert, daß es unter den Offizieren einen solchen

---

[15]) Wilhelm Prinz von Anhalt-Bernburg, geb. 1771, zeichnete sich 1796 bei Mannheim, 1797 bei Kehl und 1799 bei Ostrach aus.

Lumpen nicht geben könne. Bald darauf sagte mir der Obrist, daß er mit mir sehr zufrieden wäre und mich, da ich noch nicht ganz wiederhergestellt sei, nach Mainz zu kommandieren beabsichtige. Wir würden uns mit der Zeit schon besser kennen lernen. Auf meine Bitte, mich beim Regiment zu belassen, erwiderte er, „wenn Sie also wollen, so bleiben Sie, solange es Ihnen möglich ist". So war ich freilich beim Regiment, aber von meiner Krankheit noch nicht wieder vollständig hergestellt und dazu während dieser Jahreszeit im Lager. Um das Unglück voll zu machen, verkaufte mein Diener ohne mein Vorwissen das Reitpferd. — Am 5. attakkierte uns der Feind. Ich meldete mich freiwillig zum Angriff auf das Dorf Ober-Olm und tat alles, was man tun kann, wenn man den Wunsch hat, bald nichts mehr tun zu können. Doch wir blieben Sieger. Am 10. war Vorpostengefecht. Wir rückten bis Biebelnheim vor, wo wir biwackierten. Eines Tages, als ich mich auf Wache befand, ritt eine Husarenfrau vorüber, welche mich bei Namen nannte und anfragte, ob ich ihr Pferd kaufen wolle. Einem Herrn Landsmann würde sie gerne borgen und das Pferd auch wohlfeil abgeben. Wir einigten uns auf 6 Dukaten einschließlich Sattelzeug. — Den 16. gegen Abend kamen wir nach Abenheim (?), der Stab nach Alzey, den 17. nach Nieder-Floersheim, am 18. durch das Städtchen Frankenthal nach Flamersheim, den 20. durch Mannheim, den 21. nach Hambrücken und den 22. nach Karlsruhe, einer zwar nicht großen, aber schönen und geschmackvollen Stadt, deren Anlagen aus 13 Alleen bestehen, von denen einzelne bis zu einer Stunde lang sind und mit den Gassen der Stadt korrespondieren. Wir wurden hier, wie im ganzen Lande, sehr gut aufgenommen. Am 23. kamen wir nach Öttigheim, am 24. nach Lichtenau (der Stab nach Kloster Schwarzach), den 28. nach Neufreistett. Das eine Stunde entfernte Kehl wurde zu dieser Zeit von den Unseren belagert.

November.

Nach 11 stündigem Marsch rückten wir am 4. in Mörsch ein, kamen den 5. nach Wiesenthal und den 6. nach Schwetzingen. Da die Entfernung bis Heidelberg, wo ich viele Bekannte und auch ein Schätzchen hatte, nur gering war, erbat ich mir die Erlaubnis dorthin zu gehen. Bei Mannheim traf ich mit dem Regiment wieder zusammen und paradierte mit in die Stadt hinein. Den 8. begann der Garnisondienst. Wir besuchten alsbald unsere Schönen, die anfangs recht spröde taten, weil sie während der Belagerung, als unsere Granaten zu ihnen in die Keller drangen, geschworen hatten, niemals wieder mit einem Kaiserlichen Offizier Bekanntschaft zu schließen. Da wir indessen mit *ihnen* Bekanntschaft anknüpften, nahm die Sache bald eine andere Gestalt an. Die Stadt hatte alle Vorzüge einer guten Garnison. Gesellschaften, Komödie, vorzügliche Promenaden und lustige Einwohner. Am 16. erhielten wir den Befehl, am nächsten Tage den Marsch nach Hockenheim anzutreten. Einem unglücklichen Zufall hatte ich viele unangenehme Stunden zu verdanken. Als Fräulein von Graugeben, mit der ich mich während des Abschiedsballes unterhielt, unseren Obristen sah, sagte sie, „wenn der nicht Prinz wäre, möchte er wohl Fähndrich sein“. Da ich den Obristen erröten sah, erwiderte ich schnell: „Sie kennen den Prinzen nicht, die Jahre machen nichts aus.“ Unmittelbar hierauf befahl mir der Obrist, mich in Schwarzach nach der Bestimmung für das Bataillon zu erkundigen und ihm am 18. Meldung zu erstatten. Mit den Worten: „ich erwarte Sie“ ließ er mich stehen und verließ den Ball. Bei Rastatt begegnete mir eine Kavallerieordonnanz, welche den Befehl überbrachte, daß das Bataillon bis auf weiteres in seinen Quartieren zu verbleiben habe. Diesen Befehl überreichte ich dem Obristen. Am 29. mit der Kompagnie nach Dossenheim (?).

Dezember.

Den 22. erhielt ich die Nachricht, daß mein Bruder vom Regiment Herzog Karl schwer verwundet im Spital zu Baden-Baden läge. Die Erlaubnis, ihn dort zu besuchen, wurde mir mit der Begründung verweigert, daß das Bataillon am morgigen Tage gegen Kehl zu marschieren habe. Am 24. kamen wir nach Rastatt, den 25. nach Moos, den 27. nach Scherzheim (?), wo ich auf einer Rheininsel Pikett bezog, und am 31. bei Neumühl (?) unter Major Graf Weißenwolff auf Vorposten.

1797. Januar.

Nachdem wir bei der Belagerung von Kehl gegen 6000 Mann verloren hatten, kapitulierte der Feind am 9. Die Verschanzungen waren in einem unglaublichen Zustande. Im Städtchen sah man nur noch Ruinen und in der Umgebung fehlten sämtliche Bäume. Auch wir hatten viel zu leiden. Es wäre nicht zum aushalten gewesen, wenn Vater Karl nicht die Gemeinen und Offiziere täglich mit Fleisch, Wein und Branntwein versorgt hätte. Am 13. marschierten wir unter dem Kommando des Majors de Lamarine nach Hofweier, den 14. kamen wir nach Friesenheim, den 15. nach Kenzingen, den 16. nach Emmendingen, wo wir, wie im ganzen Lande, gut aufgenommen wurden, den 19. nach Ehrenstetten, den 20. nach Schliengen und am 21. nach dem 1 Stunde von Basel entfernten Rumingen (?). Von hier aus stellten wir täglich zwei Hauptleute und vier Offiziere zur Sicherung der Schanzarbeiten und zur Belagerung des Hüninger Brückenkopfes[16]). Am 28. bezogen wir ein Lager bei Weil, wo wir unser Leibbataillon mit dem Obristen Prinz Anhalt antrafen. Ich könnte an dieser Stelle viele glückliche, sonderbare und traurige Vorfälle anmerken, aber

---

[16]) Hüningen bei Basel war bis 1815 ein befestigter Brückenkopf.

der Soldat hat deren zu viele, auch würden sie mitunter kaum geglaubt werden.

Februar.

Der 3. war zur Erstürmung des Brückenkopfes in Aussicht genommen. Am vorhergehenden Tage ersuchte der fränkische General Desaix[17]) um eine Unterredung mit unserem Kommandanten Fürst Fürstenberg. Da ich mich auf Vorposten befand, erhielt ich den Auftrag, dem General die Augen zu verbinden und ihn in das Blockhaus zu führen. Nach einiger Zeit kam er unverrichteter Sache zurück und die Kanonade begann de novo. Nachmittags erneuerte der General seinen Besuch. Herzog Karl verwarf die Kapitulationsbedingungen, in der Nacht einigte man sich jedoch dahin, daß die Übergabe des Brückenkopfes am 5. erfolgen solle. Bei der Besichtigung der Verschanzungen sagte mir Erzherzog Karl, „nun werden Sie sicherlich gute Winterquartiere erhalten". Doch es kam anders. Den 5. nachmittags marschierten wir nach Beuggen (?), den 6. nach Ehrenstetten, den 7. nach Denzlingen, den 9. nach Dinglingen, den 10. bezogen wir unsere elenden Winterquartiere bei Kehl, die Kompagnie war in Ichenheim einquartiert. Unser Bauer hatte zwei schöne junge Töchter. Die älteste knüpfte sofort ein Verhältnis mit Baron Löwen an, während die zweite mir gut war. Man kann diese Mädchen nicht mit den jülicher Trampelen vergleichen. Die Oberländerinnen haben mehr Art und die unserigen waren so auffallend schön, daß eine Ministerin, welche mit ihrer Tochter eigens von Karlsruhe kam, um sie zu sehen, ausrief: „C'est dommage qu'elles ne sont pas d'une famille noble." — Unsere Wintervergnügungen bestanden in Exerzieren und was sonst zwar angenehm, aber in strictissimo sensu nicht eigentlich zum Dienst gehört.

---

[17]) Louis Charles Ant. Desaix de Veygoux (1768—1800) französ. General, fiel an der Spitze seiner Truppen bei Marengo.



Am 26. gaben wir einen Ball, wozu die Damen, nachdem sie ihre häuslichen Geschäfte verrichtet hatten, sich einfanden und über alle Erwartung gut benahmen.

März.

Den 11. war Musterung, die aber infolge des sehr schlechten Wetters bald vorüber war. Ich brachte die meiste Zeit im Zimmer zu, da ich immer noch nicht hergestellt war.

April.

Am 5. kam ich auf Pikett am Rappenhof in der Nähe von Kehl und den 6., 7. und 8. in die dortigen Verschanzungen, wo mir von der anderen Rheinseite aus zugerufen wurde, daß Waffenstillstand geschlossen sei. Den 9. wurde ich abgelöst und kam am 10. nach Dondenheim. Um 4 Uhr des 21. trafen unsere Bataillone in Altenheim zusammen und marschierten mit türkischer Musik in der Richtung auf die uns angewiesenen Lagerplätze, bei welcher Gelegenheit wir vom Feinde mit einigen Kanonenschüssen bewillkommt wurden. — Unsere Verschanzungen waren stark und gut besetzt. Es war ja auch kaum anzunehmen, daß der Feind so unhöflich sein würde, den Rhein an einer anderen Stelle zu überschreiten, als wo wir ihn erwarteten und Verschanzungen angelegt hatten. Aber wider alle Erwartung suchte er sich gerade die Stelle aus, an welcher ich vor einiger Zeit mit 40 Mann — 3 Kompagnien in Bereitschaftsstellung — auf Pikett war und wo jetzt nur ein Gefreiter und drei Mann auf Posten standen. Um 10 Uhr erhielten wir den Befehl, nach Kork zu marschieren und hörten unterwegs, daß der Feind bei Diersheim den Rhein passiert habe. Das Obrist-Bataillon setzte sich um 11 Uhr in Marsch. Nachdem wir mehrere Stunden ohne alle Verhaltungsvorschriften im Felde gestanden hatten, wurden vom Bataillonskommandanten die Fähndriche Vost, Kuhn und ich mit je 50 Mann vorgesandt. Ich griff den

Feind, der nicht stark war und nur 2 kleine Kanonen mitführte, an und warf ihn bis Diersheim zurück, erhielt aber unmittelbar darauf den Befehl, mich wieder mit dem Bataillon zu vereinigen. Von unserem Lager hörten wir das Geräusch des Brückenschlagens, waren jedoch der Meinung, daß der Feind herübergelockt werden solle und daß wir noch Verstärkungen abzuwarten hätten. Am anderen Tage wurden die Truppen in 3 Kolonnen geteilt. Unser Bataillon, 100 Mann vom D'Alton-Regiment, einige Husaren und 50 Karabiniers waren unter dem Kommando des Obristen Graf de la Motte vereinigt. Mit diesen Streitkräften, die beiden übrigen Kolonnen sollen nicht viel stärker gewesen sein, gingen wir zum Angriff über. Anfangs ging alles nach Wunsch. Nachdem aber unser linker Flügel zurückgedrängt war und unsere formidable Kolonne nach dreimaligem Sturmlauf viele brave Offiziere und Mannschaften verloren hatten, entschloß sich der Obrist zum Rückzug, weil er in Ermangelung jeglicher Nachricht annahm, daß wir geschlagen seien. — Es bestand die Absicht, bis Offenburg zu retirieren, aber, wo wir auch hinkamen, überall hatte sich der Feind schon festgesetzt. Zum Glück wurde derselbe durch die Plünderung des Hauptquartiers solange aufgehalten, daß wir Zeit fanden, uns durch die Wälder nach Oberkirch zurückzuziehen. Der alte Graf la Motte sprach uns seinen Dank für die bewiesene Tapferkeit aus, indem er hervorhob, daß während seiner langjährigen Dienstzeit noch niemals mit größerer Bravour vorgegangen worden sei. „Aber meine Herren", fügte er hinzu, „es geschehen Dinge, die so und nicht anders geschehen sollen und müssen." Am nächsten Tage überschritten wir in vierstündigem Marsch den Kniebis, besetzten den Paß und bezogen ein Lager bei Freudenstadt. In Dornham, wo wir am nächsten Tage biwakierten, erhielten wir die Nachricht, daß seit 8 Tagen Waffenstillstand sei. Von hier aus wurde ich am 24. als Quartiermacher nach Rottweil gesandt. Wir

wurden hier gut aufgenommen, was wir um so freudiger begrüßten, da wir in der Annahme, den damals noch recht schwachen Feind mit Leichtigkeit über den Rhein zurückwerfen zu können, unser ganzes Gepäck und die Tornister der Mannschaften zurückgelassen hatten. Aber es durfte nicht so kommen. Miles debet esse: taub, blind und stumm. Hier erfuhren wir das Schicksal der beiden anderen Bataillone. Der Kommandant Feldm.-Lt. St. . . . ., der durch die Ungeschicklichkeit eines Soldaten vom Regiment Benjowsky mit dem Bajonett am Arme verletzt worden war, hatte den Oberbefehl an den General O'Reilly[18]), welcher in Gefangenschaft geriet, abgeben müssen. Am 26. marschierten wir durch Villingen nach Grüningen, wohin mein Bursche mir einen Teil der von ihm geretteten Bagage nachbrachte. Den 30. vierzehnstündiger Marsch über Villingen nach Vöhrenbach (?).

Mai.

Am 1. Abmarsch über Sulz nach Bieringen, den 2. zurück über Sulz, Dornham nach Vöhrenbach (?), den 3. über Rottweil nach . . . . ., den 7. nach Friedingen, den 13. nach Ebingen. Der Stab lag in Hechingen, der Residenz des Fürsten von Hohenzollern, einem Schwager des Grafen Huyn, bei dem ich am 15. zum Ball eingeladen wurde. Da der Fürst meine Familie kannte, war die Aufnahme recht freundschaftlich.

Juni.

Am 1. avancierte ich zum Leutnant. Mit der Zeit wurden wir in unserem Orte sehr gut bekannt. So war dort ein hypochondrischer Oberamtmann mit artiger aber unschöner Frau, die mich nicht ungnädig aufnahm. Lieber war mir jedoch die Bekanntschaft mit der schönen und liebenswürdigen Pfarrerstochter.

---

[18]) Andreas Graf O'Reilly, k. k. General d. Kav. (1742—1832).

Juli.

Unser Bataillonskommandant verliebte sich in die Frau Amtmännin und so mußte der Leutnant natürlich das Feld räumen. Ich wurde am 10. zu der eine Stunde entfernten Kompagnie des Hauptmanns Legrain gesandt mit dem Befehl, die Station nicht zu verlassen. Trotz mehrmaliger Besuche vergaß man sich schnell und sie beschaffte sich einen anderen cavalier servant. Zu dieser Zeit lag ich in Onstmettingen. Am 28. wurden wir 1½ Stunden von Tübingen, wo unsere Grenadiere lagen, einquartiert. Auf einem Balle lernte ich eine sehr angenehme Gesellschaft kennen. Um öfter eingeladen zu werden, verliebte ich mich ein wenig und es wäre Ernst geworden, wenn ich nicht an Düsseldorf gedacht hätte. Die Festung war indessen von allen Seiten blockiert. Bei dem ersten Besuch wurde ich wie ein Fremder aufgenommen. Der Zufall wollte es jedoch, daß ich in dem betr. Hause mit einem Heidelberger Studienfreunde zusammentraf, der eine Einladung vermittelte. Um 9 Uhr hatte ich den Burschen mit meinen beiden schönen Pferden bestellt, ließ ihn ein Stündchen vor dem Hause stehen und hatte so wiederholt die Genugtuung zu hören, „Baron, was haben Sie für prächtige Pferde". Nachdem ich der Frau Mama und den Fräuleins die Hand geküßt, ritt ich nach Hause.

August.

Alles ging nach Wunsch. Bald kam es zum ersten Kuß und non plus ultra. Am 25. verließen wir unseren Standort und kamen am 28. nach Villingen, wo 28 000 Mann zusammen waren.

September.

Am 12. kam der Soldatenvater Erzherzog Karl, der regimentsweise exerzieren ließ und alsdann im ganzen Korps manöverierte, wozu sich mehrere fremde Generale eingefunden hatten. Das Korps errang sich die Zufriedenheit des großen

Mannes. Am 25. erfolgte der Abmarsch, am 27. passierten wir die Hölle[19]), erreichten das ½ Stunde von Freiburg entfernte Opfingen (?) und verblieben am 28. in Feldkirchen (?) bei Breisach. Die früher hier befindlichen Festungswerke waren im Anfang des Krieges von Neu-Breisach und dem Fort Mortier aus vollständig zusammengeschossen worden.

Oktober.

Den 15. erreichten wir Rottweil, wo wir mit Spannung die kommenden Ereignisse erwarteten. Im Breisgau waren jetzt annähernd 30 000 Mann versammelt.

November.

Es ist Frieden! — In Freiburg, das wir am 5. bezogen, hörten wir, daß unser Regiment und die Waldeck-Dragoner die Schweizer Grenzen besetzen sollten, während die übrigen Truppenteile den Rückmarsch in die Heimat antraten. Die Reichsfürsten versammelten sich zu einem Kongreß in Rastatt.

Dezember.

In diesen Tagen wurde vielen Offizieren die Konduite vorgelesen, was sonst nicht zu geschehen pflegt. — Man wäre die Niederländer eben gerne los gewesen. — Mir sagte der Prinz in Gegenwart sämtlicher Stabsoffiziere: „Sie sind in Ihrer Adjustierung sehr schlecht". Als ich hierauf erwiderte, meine Uniform sei nach derjenigen des Herrn Oberst gearbeitet und vom gleichen Schneider angefertigt, hieß er mich schweigen, indem er hinzufügte, ich sei wie alle Niederländer ein Räsonneur und müsse mich sehr ändern, wenn ich bei der Beförderung nicht übergangen werden wolle. Meine Antwort war, daß ich durch den Frieden der Notwendigkeit, weiter zu dienen,

---

[19]) Höllpaß. Die Straße war von den Österreichern angelegt worden, als Marie Antoinette im Jahre 1770 ihre Fahrt nach Frankreich antrat.

enthoben zu werden hoffe. Se. Durchlaucht könne als Obrist sagen, was er wolle, während ich als Leutnant zum Schweigen verurteilt sei. Während meiner Erkrankung in der Zeit vom 8. bis 16. erhielt ich den Besuch einer Kommission, die feststellen sollte, ob mir tatsächlich etwas fehle. Ich fragte bei meinem Vater an, ob ich unter den obwaltenden Umständen quittieren solle, erhielt jedoch die Antwort, was man einmal angefangen habe, müsse man auch zu Ende führen. Eine etwas stiefväterliche Entscheidung. Aus einem benachbarten Hause erhielt ich als Rekonvaleszent fortgesetzt Stärkungsmittel übersandt, was mir sehr lieb war, da es mir an Geld fehlte und Schuldenmachen nie meine Sache war. Nach meiner Wiederherstellung fragte ich bei Mad. R., in welcher Weise ich ihre Güte vergelten könne. Das artige junge Weibchen antwortete, daß sie nur bedauern könne, so wenig Gelegenheit zu haben, mir ihre Hochschätzung zu beweisen, wenn ich etwas Freundschaft für ihr Haus habe, hoffe sie mich öfter bei sich zu sehen. Es war mir niemals in den Sinn gekommen, daß ihr Entgegenkommen nicht allein auf Güte zurückzuführen sei. Ich habe sie noch einmal besucht. Am 15. kamen wir nach Ehrenstetten.

1798. Januar.

Meine Station liegt ½ Stunde von dem Städtchen Staufen entfernt, wo ich mancherlei Beziehungen hatte. Der Oberamtmann von Gleichenstein war ein Schwager des Obristen vom Regiment Erzh. Karl, dem mein Bruder angehörte. Auch waren dort einige liebenswürdige junge Mädchen. So hätte der Aufenthalt ein recht angenehmer werden können, wenn nicht eines Tages die ganze Freiburger Familie, die mir soviel Freundlichkeiten erwiesen hatte, eingerückt wäre. Da gab es Vorwürfe aller Art, auch brachte man gleich die schriftliche Genehmigung des Obristen zum Besuch in Freiburg mit.

Februar.

Ich wurde in dem Hause sehr gut bekannt, wir blieben indessen die besten Freunde. Als ich Herrn R. gegenüber einmal verdächtigt worden war, schrieb mir derselbe, wenn ich nicht bald hinkomme, würde er mich durch seine Frau holen lassen.

März.

Verging wie die anderen Monate. Ich hätte den Umständen gemäß ein angenehmes Leben führen können, aber das Heimweh verdarb mir jede Freude.

April.

Am 3. war Musterung beim Stab in Freiburg. Den 19. bezogen wir Quartiere in Heitersheim.

Mai.

Den 12. wurde ich zur 2. Majors-Kompagnie versetzt und zwar ohne mein Zutun nach Freiburg.

Juni.

Den 13. erhielt ich einen Arrestanten-Transport verschiedener Truppenteile, worunter sich auch ein Offizier und ein Kadett der Leopold-Husaren befand. Letzterer, ein sehr gewandter und liebenswürdiger Mensch, der gut zeichnete, mehrere Instrumente spielte und alle Sprachen verstand, bewarb sich um meine Freundschaft und erreichte dies auch insofern, als ich ihm täglich das Essen besorgte, da er mit seinen 3 Kreuzern nicht weit reichte. Als ich merkte, daß er mich zu hintergehen und zu entkommen trachtete, eröffnete ich ihm, daß er durch den Versuch einer Flucht sein Leben aufs Spiel setze. Wir passierten die Hölle und kamen über St. Märgen, Röthenbach, Bräunlingen, Geisingen, Aach und Ulm am 24. nach Pfuhl. In Ulm waren ohne mein Vorwissen zwei Grenadiere zurückgeblieben. Als sie bis zum Mittag nicht eintrafen, ritt ich nach Ulm zurück. Unterwegs

begegnete mir ein Werber, von dem ich auf Befragen erfuhr, daß die beiden Leute sich im preußischen Werbehause befinden, das ich, um sie wieder zu erlangen, stürmen müsse. Der Kommandant der Würzburgischen Truppen Graf Schauenburg riet von einem Gewaltstreich ab, da die Stadt gut preußisch sei, ich verlangte jedoch von ihm 12 Mann, die er mir nach langem Hin- und Herreden auch bewilligte. Um ½11 Uhr besetzte ich das Haus. Die Herren Preußen belustigten sich gerade mit Trinken. Ich faßte den Wirt beim Halse, fragte ihn nach den beiden Kaiserl. Soldaten und drohte jeden, der sich rühre, niederzustoßen. Ein kleiner Bube erbot sich nun mir behilflich zu sein, wenn dem Vater nichts geschehe. Er führte mich in einen fensterlosen Raum mit verborgener Tür, wo ich die gesuchten Leute in Gesellschaft eines Weibes fand. Sie behaupteten, nicht zu wissen, wie sie hierher gekommen seien. Auf dem Rückzuge traf ich mit einem preuß. Offizier zusammen, dem ich versprach, ihm morgen auf dem Wege nach Günzburg gern Rede stehen zu wollen. Am 27. Abmarsch über Günzburg, Zusmarshausen, Augsburg nach Friedberg, wo das Hauptquartier sich befand. Feldm.-Lt. Baron Staader[20]) bat mich, nach Abgabe des Transportes sein Gast zu sein. Während des ganzen Mittagessens wurde ausschließlich über die Ulmer Begebenheit gesprochen. Nachmittags besuchte ich in Augsburg Bekannte. Nach dreitägigem Marsch traf ich wieder in Freiburg ein, doch nihil sine causa.

Juli.

Weiber, was vermöget ihr nicht alles über uns arme Männer und wie spielet ihr uns mit.

August.

Am 4. nach Waldkirch. Ich nach Kollnau, wo sich ein Eisenhammer befindet und Granaten geschliffen werden.

---

[20]) Joseph Freih. v. Staader (1738—1808).



September.

Diesen Monat ging ich häufig nach Freiburg und empfing auch Besuche.

Oktober.

Am 11. rückte das 3. Bataillon unter dem Kommando des Obristleutnants Chev. Johnson in die Gegend von Ulm, ich kam am 12. nach Zähringen, den 24. marschierte der Obrist mit dem Stab und dem Leibbataillon nach Stockach. Unser Bataillon blieb unter dem Kommando des Majors v. Kayser in und um Freiburg, zwei Kompagnien in Rastatt.

November.

Es blieb alles beim alten. Still und in banger Erwartung der kommenden Dinge.

Dezember.

Die Kompagnien wurden am 1. nach Hochdorf (?), Hochhausen (?) und Hochstetten (?) verlegt. In diesem Monat erhielten wir die so lange erwarteten neuen Ausrüstungsstücke, wodurch uns sehr große Kosten entstanden. Da an dem Wiederausbruch des Krieges nicht mehr zu zweifeln war, so hätte man besser getan, die Ausgabe noch hinauszuschieben.

1799. Januar.

Quartiere der Kompagnie am 2. Munzingen, Biengen, Ofterdingen (?), den 20. nach Wendlingen (?). Am 21. war Musterung. Abends nach Biengen zurück.

Februar.

Am 1. rückte die Kompagnie nach Ebnet, Zarten und Littenweiler. Es ist wieder Krieg. Die Gesandten verlassen Rastatt, nachdem sie Jahr und Tag mit dem Geschicke Europas gespielt und sich in Komödie, Bällen und Gesellschaften

belustigt haben[21]). Den 13. Abschied von Freiburg, ohne Hoffnung, die Freundin jemals wiederzusehen. Über Neustadt nach Villingen. Am 15. nach Rottweil, den 18. nach Dotternhausen, den 19. nach Stetten, wo der Empfang kein fröhlicher war, da die Lage dort nach unserem Wegzuge bedenklich werden mußte. Den 20. kam der Stab nach Gammertingen, ich nach Hettingen, den 21. nach Dürmeningen (der Stab nach Riedlingen). Da hier ein Hauptmann erkrankte, übernahm ich dessen Kompagnie. Am 23. nach Dischingen, der Stab in Einsingen, den 24. nach Ulm, den 25. in die Umgebung von Weißenhorn.

März.

Am 8. nach Babenhausen, den 9. nach Ober-Schönegg, am 10. war Rasttag, an welchem Tage ich die Kompagnie an den Oberleutnant v. Bianky abgeben mußte. Hier hörten und sahen wir, daß unsere Truppen von allen Seiten in Anmarsch waren und daß der Feind unter dem Kommando des Generals Jourdan[22]) vorrückte. Auch erreichte uns hier die willkommene Nachricht, daß Erzh. Karl zu unserem Befehlshaber ernannt worden sei. Am 11. erreichten wir Memmingen, den 12. Bremen (?) a. d. Iller, den 16. Hardt (?) bei Memmingen und am 18. Ellwangen. In der Nacht erhielt ich den Befehl, das in Ulm zurückgebliebene 3. Bataillon abzuholen. Den 19. bezogen wir ein Lager bei Biberach, wo annähernd 70 000 Mann zusammengezogen waren. Gegen 1 Uhr Nachmittags des nächstfolgenden Tages hörten wir

[21]) Das gesellschaftliche Leben in Rastatt war ein überaus reges. Um den Aufenthalt in dem kleinen Orte abwechslungsvoller zu gestalten, hatte man u. a. ein französisches Theater und eine Spielbank dorthin verpflanzt.

[22]) Jean Bapt. Jourdan (1762—1833) franz. Marschall, wurde nach den Niederlagen bei Ostrach und Stockach nicht mehr selbständig verwendet.

die ersten Kanonenschüsse, marschierten die ganze Nacht hindurch und vernahmen in der Frühe Gewehrfeuer. Bei unserer Annäherung zog sich der Feind bis zum Dorfe Ostrach zurück, wo er in Stellung ging. Um 8 Uhr begrüßte uns Erzh. Karl und ließ uns durch den Prinzen Anhalt mitteilen, in welcher Art der übermütige Feind über uns denke und was er dem Erzherzog geschrieben hatte, auch ließ er uns sagen, daß wir am heutigen Tage voraussichtlich Gelegenheit haben würden zu beweisen, daß wir den Namen des Monarchen zu tragen verdienten. Jeder, der das Verhalten des Gegners billige und demgemäß seine Schuldigkeit nicht tun wolle, möge, ohne Strafe zu gewärtigen, zurückbleiben. Endlich kam der Befehl zum Vorgehen. Wir erhielten den Auftrag, Ostrach im Sturm zu nehmen. Durch eine Anzahl anderer Truppenteile marschierten wir mit klingendem Spiel im feindlichen Feuer vor, wurden aber zweimal zurückgeworfen. Auf den Zuruf des Obristen, „mir nach, wer wert ist dem Kaiser-Regiment anzugehören“ nahmen wir das Dorf und die nahegelegene Anhöhe, auf der drei Kanonen aufgestellt waren, verloren aber bei dieser Gelegenheit an Offizieren 3 Tote und 12 Blessierte, darunter den aus Jülich gebürtigen Leutnant Pfeiffer und 260 Mannschaften. — Gegen Abend versammelte sich das Regiment unweit des Schlachtfeldes. Mein Obrist wandte sich an mich mit den Worten: „Negri, diesmal habe ich Sie kennen gelernt, ich habe Ihnen oft Unrecht getan, wenn alles vorbei ist, kommen Sie zu mir, was ich an Vorräten besitze, wollen wir teilen.“ — Später kam mein Bruder mit dem Regiment Erzh. Karl vorbei. Am 22. biwakierten wir bei Pfullendorf. Hier sprach uns der große Heerführer seinen Dank für die bewiesene Tapferkeit aus und hob hervor, daß es ihm stets zur Freude gereichen werde, jedem einzelnen einen Dienst erweisen zu können. Wegen der vorangegangenen Anstrengungen und der großen Verluste traten wir erst am 24. den Vormarsch auf Stockach

an. Während des Abkochens kam für das Kaiser-Regiment der Befehl zum Angriff. Nachdem wir den vor Liptingen gelegenen Wald erreicht hatten, marschierten die drei Bataillone unter dem Kommando des Prinzen Fürstenberg[23]) mit klingendem Spiel in Front auf, rissen die bereits zurückweichenden Truppen mit vor und drängten den Feind etwa zwei Stunden weit zurück. Vor dem Walde hinter Liptingen bezogen wir alsdann, statt weiter vorzugehen, Biwak. Aber zwei Generale stritten um den Vorrang und wir mußten den Streit bezahlen. Bei Tagesanbruch wurden wir auf das heftigste angegriffen. Ich stand als Bedeckung in der Nähe unserer auf der Chaussee am Waldrand aufgefahrenen beiden Geschütze und überschüttete von hier aus, ebenso wie das Bataillon, welches sich mir angeschlossen hatte, den Feind derart mit Feuer, daß man ein Vorgehen an dieser Stelle für ausgeschlossen hielt. Als bald hörte ich jedoch, wie ein feindlicher Offizier, der mit seinen Leuten geschlossen vorbeimarschierte, diesen zurief: „ne tirez pas, notre tour va venir". Unmittelbar nachdem ich der Artillerie den Befehl zum Abfahren gegeben hatte, wurde ich mit meinen Leuten (von 30 waren mir noch 13 übrig geblieben) umringt und gefangen genommen. — Der 25. hat uns große Verluste gebracht. Unter den 1400 Mann, die das Regiment an diesem Tage verlor, befand sich auch unser braver Obrist, welcher an der Stelle, wo ich in Gefangenschaft geriet, erschossen wurde. Ich hatte ihn, der zu Pferde neben mir hielt, wiederholt erfolglos gebeten, abzusitzen. Der im 30. Lebensjahr stehende Prinz war allgemein geachtet und beliebt. Wenn er manchmal schroff gegen seine Offiziere war, traf die Schuld nicht ihn, sondern seine Umgebung. Auch mir gegenüber ist er zuweilen hart gewesen, aber sagte er nicht selbst: „ich habe Ihnen Unrecht getan, vergessen Sie Geschehenes"! Nachmittags zog sich

---

[23]) Graf Karl Joseph v. Fürstenberg fiel bei Stockach.

der gänzlich geschlagene Feind mit uns in der Richtung auf den Rhein zurück. Am 27. erreichten wir Freiburg wo ich zu meiner Freude alles im besten Wohlsein vorfand und überschritten am 29. bei Breisach den Rhein.

April.

Am 2. nach Colmar, den 3. nach Schlettstadt, den 4. nach St. Marie aux mines. Von dort durch Lothringen nach Nancy, einer der schönsten Städte Frankreichs, hierauf nach Verdun, Sedan, Mézières und Charleville. Wegen der Nähe der Grenze wurden wir von hier nach Reims gebracht. Wem Fortuna hold ist, den vergißt sie bei keiner Gelegenheit. So fand ich eines Abends in der Komödie die ehemalige Mad. Beuth mit ihrem Gatten General Silevaux, die mich als Landsmann und alten Bekannten mit großer Freude begrüßte. Um mir einen Besuch in seinem Hause zu ermöglichen, verschaffte mir der General einen vierwöchentlichen Urlaub, während welcher Zeit ich mich auf das Beste unterhielt und viele angenehme Bekanntschaften machte. Alles Fremde gefällt dem schönen Geschlecht. Ich möchte glauben, daß die Deutschen, wenn sie sich in gleicher Weise wie die Franzosen aufzublasen verständen, in Frankreich es ebensoweit bringen würden wie die Franzosen in Deutschland. Ist es doch männiglich bekannt, daß der Franzose zwar ein großes Mundwerk, aber nur geringe Tatkraft besitzt. Als ich erfuhr, daß wir auf parole d'honneur entlassen werden konnten, kehrte ich nach Reims zurück.

Juli und August.

Am 1. über Châlons, Verdun, Metz, Weißenburg, Neustadt a. d. H., Worms, Lampertheim, Weinheim, Heidelberg, Heilbronn, Ludwigsburg, Ulm, Memmingen, Ostrach, Pfullendorf nach Stockach, wo sich das Grab des Prinzen Anhalt befindet. Die Offiziere des Regiments hatten ihm auf dem

dortigen Friedhofe eine Ehrensäule errichtet, welche von den Einwohnern mit einem Eisengitter umgeben wurde. Der als Held gefallene Prinz wird in jedes braven Kriegers Andenken weiterleben. Weiter nach Kloten, dem Hauptquartier des Erzh. Karl, von Zürich zu Schiff nach Wollesau, wo das Regiment sich im Lager befand. Da ich auf Ehrenwort entlassen war, konnte ich nicht beim Regiment verbleiben, sondern wurde nach Rapperschweiler, einem am Züricher See gelegenen Städtchen, gesandt. Von hier begab ich mich nach St. Gallen, als unsere Armee nach fünfmonatlicher Untätigkeit bei Maria-Einsiedel angegriffen und über den See zurückgeworfen wurde.

September.

Den 17. erhielt ich die Nachricht von meiner erfolgten Auswechslung und suchte infolge dessen ohne Zeitverlust die Verbindung mit dem Regiment wieder herzustellen. Am 22. erreichte ich Chur und meldete mich am gleichen Tage bei meinem Truppenteil, der bei Ems im Lager stand. Trotz aller Mühseligkeiten und Gefahren ist man doch nirgendwo besser aufgehoben als im Kreise der Kameraden, mit denen Gutes und Böses gemeinsam getragen wird. — Am 23. marschierten wir nach Rhazüns und kamen am nächsten Tage nach Ilanz, wo wir genötigt waren, unser Gepäck und die Pferde zurückzulassen. Abends um 10 Uhr erfolgte der Aufbruch. Der Weg war stellenweise so schmal, daß wir uns, um nicht in die Tiefe zu stürzen, aneinander festhalten mußten. Den 25. überschritten wir den mit Schnee und Eis bedeckten Rinderkopf (?) und trafen dort ganz unerwartet mit dem Feinde zusammen, den wir hinunter drängten. Im Tale wurden von uns 1200 Gefangene gemacht. Demnächst bezogen wir ein Lager bei Schwanden (Vorposten bei Glarus) und warteten dort auf das Eintreffen von Verstärkungen. Dem Plane gemäß sollten die Russen über den

St. Gotthard, Feldm.-Lt. Hotze[24]) von Utznach und Feldm.-Lt. Jellácić[25]) von Sargans aus mit uns zusammenstoßen. Aber die Russen kamen drei Tage zu spät. General Hotze wurde am Tage vor dem Angriffe, als er die Vorposten besichtigen wollte, zugleich mit dem Obrist Plunkett erschossen und General Jellácić erschien ebenfalls nicht. In der Frühe des 28. wurden wir von allen Seiten angegriffen. Von meinem Berge aus sah ich die Unserigen zurückgehen, wußte aber nicht, wohin ich mich mit meiner halben Kompagnie wenden sollte. Wir ließen uns schließlich an der anderen Seite hinab, wobei vier meiner Leute ihr Ende fanden und trafen gegen Abend mit unserer Kolonne zusammen. Die ganze Nacht lagerten wir bei grimmiger Kälte ohne Feuer im Schnee. Denjenigen Leuten, die mich zeitweise auf den Schoß nahmen und mit ihren Körpern zudeckten, habe ich mein Leben zu verdanken. Bei Tagesanbruch gingen wir einzeln bis Flanz zurück, wo wir erfuhren, weshalb alles so kommen mußte. Das Elend, das wir hier durchgemacht haben, ist unbeschreiblich. Die meisten der Kameraden mußten den Weg barfuß zurücklegen. Wir verloren eine Anzahl braver Offiziere und Mannschaften. Besonders bedauert wurde unser 1. Major von Kaiser. Den 30. nach Tamins ins Lager.

Oktober.

Am 1. biwakierten wir bei Chur. Hier erhielt ich den Auftrag, die große Bagage aufzusuchen, um Geld und Schuhwerk herbeizuschaffen. Über Maienfeld, Feldkirch, Bregenz nach Rettenbach, wo ich die Bagage antraf. Auf dem Rückwege begegneten mir bei Maienfeld die Russen, die uns im September unterstützen sollten.

---

[24]) Friedr. Freih. v. Hotze (1739—1799) österr. Feldmarschall-Leutnant.

[25]) Franz Freih. v. Jellácić (1746—1810) österr. Feldmarsch.-Leutn.

November.

Biwak bei Felsberg. Als vom Gegner der berühmte Kunkelspaß erstürmt wurde, zogen wir uns über den Rhein zurück und gingen ins Lager bei Chur. Trotz des hohen Schnees mußten wir uns hier, wie immer, ohne Zelte behelfen. Vom Regimentskommandanten Major Gredler wurde ich von hier aus mit geheimen Aufträgen nach Lindau geschickt, bei welcher Gelegenheit mir mein Reitpferd gestohlen wurde. Bei Maienfeld traf mein Transport (Mäntel und Geld) mit dem Regiment zusammen, welches den Auftrag hatte, das verschanzte Lager bei Feldkirch zu beziehen.

Dezember.

In dem Judenstädtchen Hohenems, das wir am 23. bezogen hatten, schloß das launenhafteste und härteste Jahr, das uns beschieden war.

1800. Januar.

Den 2. nach Stenzing, den 3. bezogen wir unsere Winter-Kantonnements und zwar der Stab in Bludenz, das Leibbataillon im Montafoner-Tal, das Obrist-Bataillon in der Nähe des Stabes, wir nach Ludesch, das 3. Bataillon am Arlberge. Es war kaum zum Aushalten. Am 8. kam unsere Kompagnie in das zwischen zwei Felsen gelegene Bratz, wo von Martini bis Marialichtmeß keine Sonne scheint. Zuweilen ritten wir, um unsere Schönen wiederzusehen, nach Feldkirch. Um diese Zeit gab Erzherzog Karl, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, das Kommando der Armee ab. General Kray[26]) soll und will ihn ersetzen. — Videamur.

Februar.

Während eines Balles in Feldkirch am 23. kam die Nachricht, daß der Feind unsere Stellungen anzugreifen beab-

[26]) Paul Kray (1735—1804) österr. Feldzeugmeister.

sichtige, wir ließen uns aber hierdurch nicht stören und tanzten ruhig weiter. Am nächsten Morgen traf ich das Regiment in Frastanz.

März.

Am 24. nach Satteins. Den 25. bezog ich am Rhein zwischen Feldkirch und Hohenems Pikett.

April.

Am 1. zum Oberleutnant avanciert. Einige Tage später übernehme ich in Feldkirch die Kompagnie des Hauptmanns Baron Forgatsch.

Mai.

Sämtliche Truppen wurden in Dornbirn am 1. in Erwartung großer Unternehmungen zusammengezogen, jedoch schon am nächstfolgenden Tage marschierten drei Regimenter nach Bregenz, wir nach Götzis, und der Stab nach Rankweil. Das Regiment ist dem General Jellácić unterstellt und hat den Auftrag, die Stellung bei Feldkirch zu behaupten. Über die Hauptarmee unter der Führung des Generals Kray gehen ganz sonderbare Gerüchte um. Am 12. um 12 Uhr nachts kamen wir nach Götzis, den 13. nach Hohenems auf Vorposten, den 14. nach Altenstadt, den 19. nach Rankweil, den 25. nach Nüziders, der Stab nach Bludenz. Morgens um 3 Uhr des 26. erreichten wir Klösterle, wo wir Rast machten. Auf dem halben Wege nach unserem Bestimmungsorte Landeck erreichte uns der Befehl, daß ein Bataillon in die bisherigen Standorte zurückzukehren habe. Während der Stab und das Leibbataillon den Marsch fortsetzte, erreichten wir gegen Abend das am Fuße des Arlberges gelegene Stuben.

Juni.

Den 7. kamen wir nach 7stündigem Nachtmarsch nach Bürs, der Stab nach Bludenz, den 8. nach Rankweil (Stab



in Frastanz), den 14. nach Klaus, den 15. nach Weiler. Am 19. wurden einige tausend Mann zusammengezogen, um Bregenz einzunehmen. Von dem Angriff wurde jedoch im letzten Moment wieder Abstand genommen. Den 20. erreichten wir Götzis, den 21. Rankweil, am 25. rückten wir zum Angriff auf Hohenems vor, doch auch dieser Plan zerschlug sich wieder. Der Abgang des Vaters Karl machte sich eben überall bemerkbar. Bei Götzis kam ich am 24. auf Pikett, wo wir von Rankweil aus jeden vierten Tag abgelöst wurden.

Juli.

Am 1. rückten wir nach Rankweil, am 12. nach Götzis, den 13. in der Nacht nach Rankweil. Nachmittags gegen 2 Uhr schickte sich der Feind an, unsere Stellung bei Feldkirch anzugreifen, wurde aber abgewiesen. Die dortige Landbevölkerung brachte Gewehre herbei, versorgte uns mit Wein und Lebensmitteln und sprach uns ihre Anerkennung über die Haltung unserer Truppen aus. Alles wäre gut gegangen, wenn wir nicht nachts um 1 Uhr den Befehl erhalten hätten, die Stellung zu räumen. Nach kurzem Aufenthalt in Bludenz kamen wir am 15. nach Dalaas. In Stuben spielte sich am nächsten Tage eine traurige Szene ab, indem wir uns genötigt sahen, mit Waffengewalt gegen die Kroaten vorzugehen, welche nach Hause zurückkehren wollten. Am 19. nach Flirsch, den 21. nach Landeck und Imst, den 22. nach Nassereith, den 28. nach Telfs. In letzterem Ort mußten wir eine Division Grenzhusaren desarmieren, die ebenfalls gemeutert hatten. Zu dieser Zeit hörten wir auch, daß ein dreimonatlicher Waffenstillstand abgeschlossen sei.

August.

Am 9. war Musterung. Den 11. kamen wir in das Lager bei Telfs, zogen am folgenden Tage durch Innsbruck, den 14. durch das durch seine Salzsiederei und Münze bekannte

Hall und bezogen alsdann ein Paradelager bei Schwaz. Für uns war der Aufenthalt dort kein angenehmer, weil die Menschen, wie alle Gebirgsbewohner, rauh und mißtrauisch sind. Am 24. kam der Stab nach Schwaz, wir nach Volders.

September.

Erhielten wir die Nachricht, daß am 10. die Feindseligkeiten wieder eröffnet werden sollten. Da gegen 40 000 Mann im Lande sind und die ganze Bevölkerung auf unserer Seite steht, hätten wir nichts zu befürchten gehabt. Doch: videamur. — Den 7. kamen wir ins Lager bei Hall, marschierten am anderen Tage nach Telfs, waren am 10. gegen Mittag in Nassereith und bezogen abends Vorposten bei Lermoos. Am 13. erreichten wir Ehrwald und kamen am 14. in der Ehrwalder Schanze auf Pikett. Den 22. wurde ein Waffenstillstand auf 45 Tage, mit dem Vorbehalt 15 tägiger Kündigung, abgeschlossen. Wir marschierten den 25. nach Lähn, den 26. nach Nassereith, kamen am 27. bei Mieming ins Lager und wurden hierauf in Innsbruck und Flaurling einquartiert. Dem Vernehmen nach soll Erzherzog Johann[27]), ein noch junger Mann, unter der Leitung des Generals Lauer[28]), das Armeekommando übernehmen. Wenn er dem großen Karl nur einigermaßen gleicht, wird und muß es gehen.

Oktober.

Am 17. nach Nassereith, den 18. nach Heiterwang, den 19. auf Pikett in der Ehrenberger Klause. Hier erhielt ich von dem in Lermoos liegenden General Graf Mercandin

---

[27]) Der 18jährige Erzherzog (1848/49 Reichsverweser in Frankfurt) war einer der befähigtsten und sympathischsten Prinzen jener Zeit.

[28]) Franz Freih. v. Lauer (1735—1803) Feldmarschall-Leutnant. Infolge der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden, welche die vollständige Auflösung der österr. Armee zur Folge hatte, trat er im März 1801 in den Ruhestand.

den Auftrag, mit dem Feinde wegen der beiderseitigen Vorposten in Unterhandlung zu treten. Mit dem Major Hofmann begab ich mich zu diesem Zweck am 21. zum General Pitot (?) nach Füssen, von dem wir, trotzdem man mit unserem Vorgehen unzufrieden war, gut aufgenommen wurden.

November.

Die Feindseligkeiten sollen am 28. wieder beginnen, wovon ich den Gegner in Kenntnis zu setzen hatte. Bei dieser Gelegenheit war ich von dem Obristen Lejeune, mit dem ich studiert hatte, zum Mittagessen eingeladen.

Dezember.

Es ist wieder Krieg und wir stehen auf Vorposten. Seit 9 Tagen habe ich mich nicht mehr umkleiden können. Wozu die lange Untätigkeit und wo ist unser Karl? Am 30. überbrachte ich dem Feinde die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstand. Hier erhielt ich Kunde von dem Schicksal unserer Armee, auch erzählte man mir, daß man nicht einmal wisse, von wem die Armee eigentlich geführt würde. Am 31. erfuhren wir die traurige Veranlassung zum Abschluß des Waffenstillstandes. — Glücklich derjenige, der mit geraden Gliedern davon gekommen ist, handelte es sich doch hier weder um die Ehre des Monarchen, noch um das Wohl des Vaterlandes. Es ist unfaßbar. Doch still, wer da Soldat ist.

1801. Januar.

Nachdem die Vorposten zurückgezogen waren, kamen wir am 2. nach Nassereith. In Telfs, wo wir am darauffolgenden Tage eintrafen, hörten wir, daß in Tirol eine sauve garde zurückzubleiben habe, die teils von uns, teils vom Feinde zu stellen sei. Es mußte so sein. Wovon hätte has vollständig eingeschlossene Land denn auch sonst gelebt? — Wer wird denn während eines Krieges Magazine anlegen? — Doch



Ruhe. Den 13. erhielten die Franzosen mit uns gemeinsame Standorte. Einige Tage später kam die Nachricht, daß eine feindliche Kolonne von Meran aus requirierend in Anmarsch sei und daß die Landbevölkerung im vollen Aufstande wäre. Ich wurde sogleich mit Aufträgen nach Bozen gesandt, wo die Kaiserl. Regierung mich ersuchte, in Begleitung von zwei städtischen Beamten mich nach Meran zu begeben, um dem Feinde Vorstellungen zu machen und die Bevölkerung zu beruhigen. Unweit meines Bestimmungsortes begegnete mir ein Artilleriepark und mehrere Kompagnien berittener Artillerie. Ich erhob Einspruch dagegen, daß während des Waffenstillstandes neutrales Land betreten würde und brachte es auch dahin, daß die zu requirierenden Sachen bezahlt wurden. Nachdem ich die Truppen bis über die Grenze hinausbegleitet hatte, kehrte ich nach Innsbruck zurück. — Am 27. begab ich mich nach Salzburg, wo ich von den französischen General Moreau[31]) in der freundlichsten Weise empfangen wurde. Das Land glich einer Wildnis. Man kann sich von den Verwüstungen kaum eine Vorstellung machen. Überall erblickte man verlassene oder zerstörte Häuser, den größeren Teil der Fahrt, die wegen des von den Bergen herabfallenden Schnees nicht ungefährlich war, mußte ich zu Schlitten zurücklegen. Von hier aus setzte ich meine Fahrt nach Wien über Neumarkt, Vöcklabruck, Lambach, Wels, Enns, Melk, St. Pölten, Sieghartskirchen fort. Nach Abgabe der Depeschen, von denen eine die Erneuerung des Waffenstillstandes betraf, begab ich mich nach Schönbrunn, wo sich das Hauptquartier des Erzherzogs Karl, der, als niemand mehr zu helfen wußte, das Armeekommando wieder übernommen hatte, befand. Ich übergab dem Herrn meine Depeschen und wurde von ihm bei dieser Gelegenheit in

---

[31]) Jean Victor Moreau (1763—1813), einer der hervorragendsten Heerführer seiner Zeit.

ein längeres Gespräch gezogen. Der Adjutant Obrist Graf Colloredo übermittelte mir den Befehl, im Schlosse Wohnung zu nehmen und bis auf weiteres täglich beim Erzherzog Vater zu Tisch zu erscheinen. Des Waffenstillstandes halber gab der Hof eine Redoute, an der über 6000 Menschen teilnahmen. Zu dieser Festlichkeit wurde ich im Hofwagen abgeholt. — Das Militär ersehnte, nachdem es wieder unter seinem Karl stand, den Krieg, um den erlittenen Schimpf abwaschen zu können.

Februar.

Tagtäglich erwartete ich meine Beförderung zum Hauptmann. Mit Bestimmtheit glaubte ich hierauf rechnen zu dürfen, weil es zu den größten Seltenheiten gehört, daß ein Offizier, der gute Depeschen bringt, ohne Avancement entlassen wird und weil ich zudem von den Tiroler Landständen dem Erzherzog auf das wärmste empfohlen war. Den 6. fuhr ich, ohne von letzterem noch einmal empfangen zu sein, über Neustadt, Mürzzuschlag, Krieglach nach Bruck a. d. Mur. Feldm.-Lt. Hiller[32]) forderte mich, nachdem er die Depeschen gelesen hatte, auf, mit ihm zu Mittag zu speisen, bei welcher Gelegenheit er mir alles Nähere mitteilen werde. Nachmittags wurde mir ein Paß ausgehändigt, den man mir in Wien vorenthalten hatte, vermutlich weil er vom Erzherzog hätte unterzeichnet werden müssen. Hierauf erfolgte die Weiterreise nach Graz zum Feldm.-Lt. Melas[33]) fort. Von hier nach Marburg zum Generalmajor Auffenberg[34]) und weiter zum Generalmajor Fürst Hohenlohe nach Klagenfurt. Von letzterem wurde ich abends zum Ball eingeladen. Am 11. traf ich zur Verwunderung des Gouverneurs Graf v. Bissingen[35]) und des Generalleutnants

---

[32]) Joh. Freih. v. Hiller (1754—1819) österr. Feldzeugmeister.

[33]) Michael Baron Melas (1729—1806).

[34]) Freih. v. Auffenberg (1760—1827) österr. General.

[35]) Ferdinand Graf Bissingen bis 1803 Tiroler Landesgouverneur.

Marquis Chasteler[36]) in derselben Charge, in der ich weggegangen war, in Innsbruck wieder ein. Um mich schadlos zu halten, machte ich eine Bekanntschaft, die auf meine Zukunft von größtem Einfluß gewesen wäre, wenn ich nicht bereits in meinem Heimatlande bestimmte Hoffnungen gehabt hätte. Den 16. kam es zu allerlei Ärgernissen mit den feindlichen Truppen, zu deren Beilegung ich zum General Moreau geschickt wurde. Über Seefeld, Scharnitz-Paß, Walchensee, Benediktbeuern reiste ich nach München, wo ich am 17. abends ankam und die französischen Generale auf einem Fastnachtsballe antraf. Ich folgte dem General Moreau in sein Quartier, überreichte ihm die Depeschen und erledigte die sonstigen mündlichen Aufträge. Moreau, der schlechter Laune war, wollte von dem abgeschlossenen Waffenstillstand nichts wissen und ersuchte mich, seine Antwort am morgigen Tage abzuholen. Wir hatten alsdann eine lange Unterredung. Als ich um 1 Uhr ein Wirtshaus aufsuchte, ließ mich der General durch seinen Adjutanten zum Mittagessen einladen. Während wir in ein Gespräch vertieft am Fenster standen, kam ein Kurier vorbei. Auf meine Bemerkung, daß derselbe sicherlich gute Nachrichten bringe, erwiderte Moreau, „schwerlich, das bin ich nicht gewöhnt". Der Kurier überbrachte die Kunde von der Unterzeichnung und Publikation des Friedens, worauf mir der Bruderkuß zuteil wurde. An dieser Stelle könnte ich viel zum Lobe des großen Mannes sagen, aber es bedarf dessen nicht. Die Nachwelt wird seine Verdienste zu schätzen wissen. Mit den erwähnten Schriftstücken wurde ich von dem General zunächst nach Innsbruck und dann nach Italien gesandt. In Innsbruck erregte meine Ankunft einen fast unglaublichen Freudenausbruch. Ich gab mich der Hoffnung hin,

---

[36]) Joh. Gabriel Marquis von Chasteler (1763—1825) österr. Feldmarschall-Leutnant.

das von den Ständen und dem Lande ausgesetzte Präsent von 10 000 Gulden zu erhalten. Aber auch diesmal sah ich mich getäuscht. — Meine Schöne mußte mich trösten. Alsdann begab ich mich nach Bozen und von dort über Trient, Roveredo, Verona, Venedig nach Mailand zu den Generalen Lebrun und Macdonald[37]). Überall wurde ich mit ungeheuerem Jubel aufgenommen. So hart die im Fluge ausgeführte Reise für mich auch war, sie wird stets zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens gehören.

März.

In Innsbruck erfuhr ich, daß mir das in Aussicht gestellte Präsent nicht ausgehändigt worden sei, weil ich mich damit begnügt habe, mit dem Gouverneur Graf Bissingen und dem französischen General Nansouty[38]) zu Mittag zu speisen und den Landeshauptmann Graf Wolkenstein nicht aufgesucht habe. — Zweifellos ein gewichtiger Grund.

April.

Ich war um Urlaub eingekommen, erhielt aber keine Antwort. Statt dessen wurde ich vom General Feldm.-Lt. Chasteler mit Briefen an den Erzherzog Karl nach Wien gesandt und reiste am 15. über Steinach, Klagenfurt, Judenburg, Leoben und Wiener Neustadt, wo sich ein schönes Kadettenhaus befindet, in dem die Söhne von Offizieren und Edelleuten kostenlos erzogen werden, dorthin ab. Als ich bei Übergabe der Depeschen den Erzherzog um Urlaub in die Heimat bat, wies mich derselbe an, den Paß am morgigen Tage in seiner Kanzlei abzuholen. Trotzdem blieb ich noch einige Tage, um das dortige Leben etwas gründlicher kennen zu lernen.

---

[37]) Alexandre Macdonald (1765—1840) franz. General.

[38]) Graf Nansouty (1768—1815) hervorragender franz. Divisionsgeneral.



Mai.

Nachdem ich des Treibens dort müde war, reiste ich mit H. Joseph v. Fürth[39]) aus Aachen über Lienz, Regensburg, Nürnberg, Würzburg, Frankfurt, wo wir einige Tage verweilten, Köln und Jülich nach Hause.

Juni.

Am 8. kam ich hier an. Da meine Mutter sich bei meiner in Alsdorf verheirateten Schwester[40]) befand, begab ich mich noch am gleichen Tage mit meinem Vater dorthin. Die Frage, ob ich zum Regiment zurückgehen oder in meiner Heimat verbleiben solle, wurde in einer für mich äußerst angenehmen Weise entschieden. Das alte Sprüchwort „alte Liebe rostet nicht" bewährte sich auch hier. Ich suchte mein jetziges gutes Weibchen auf, unsere Wünsche begegneten sich und mein Ziel war erreicht. Es waren noch mancherlei Hindernisse zu beseitigen, doch derjenige, der alles lenkt, fügte es so, daß alles früher erledigt war, als wir anzunehmen gewagt hatten. Vom 6. November 1801 ab hieß Jeanette Freiin v. Lerodt[41]) Jeanette Freifrau v. Negri. Da ich dies schreibe, 5 Jahre nach meiner in Düsseldorf vollzogenen Vermählung, danke ich dem Schicksal, das in so hervorragender Weise für mich gesorgt hat. Noch leben wir bei unseren Eltern glücklich und zufrieden, doch würde für uns eine eigene Häuslichkeit, ebenso weit entfernt vom Mangel als vom Überfluß, der Inbegriff der Seligkeit sein. Doch Herr, fiat voluntas tua. — Ich erbat meine Entlassung aus dem

---

[39]) Joseph Freiherr v. Fürth wurde k. preuß. Geh. Regierungsrat und Landrat in Geilenkirchen.

[40]) Maria Franziska Josephine (Stiefschwester) seit 1795 mit dem k. k. Kämmerer Karl Alexander Freiherrn v. Blanckart auf Alsdorf und Guygoven verheiratet.

[41]) Nach deren Ableben (1821) vermählte sich der Witwer 1824 mit Antoinette Freiin v. Broich, gestorben am 19. Jan. 1878 zu Aachen.

K. K. Dienste, die mir nach Ablauf eines Jahres unter Zubilligung des Offiziercharakters mit dem Vorbehalt erteilt wurde, daß ich niemals gegen das Haus Österreich und seine Alliierten kämpfen dürfe. —

Hiermit beschließe ich meine Lebensbeschreibung, denn was kann dem stillen Landbewohner, der kein größeres Glück kennt, als seinen Angehörigen und der Menschheit dienstbar zu sein, noch merkwürdiges aufstoßen. —

Leiter aller Dinge, der du dir die Entscheidung über die Schicksale der Sterblichen vorbehalten hast, dir sei das meinige empfohlen.

◆

Romantische Jahresrundschau
Abgeschlossen im Herbst 1923 / Vom Herausgeber

Einen breiten Raum nehmen dies Jahr die Erörterungen über das Wesen der Romantik ein. Da will zunächst der Münchener Privatdozent Fritz Strich der Literaturwissenschaft eine neue Richtung geben in dem grundgescheiten Buche „Deutsche Klassik und Romantik". Mit dem ganzen Scharfsinn, der den Verfasser auszeichnet, werden aus dem Problem Klassik und Romantik tatsächlich neue Gesichtspunkte herausgeholt. Als ein typischer Vertreter der „neuen Geistigkeit" geht er von Wölfflins „Grundbegriffen" aus. Für Strich gipfelt die Klassik in der Vollendung, die Romantik in der Unendlichkeit. Diese Erkenntnis freilich ist alt. Goethe hat mit kristallklarer Kühle des Verstandes die irdische Wirklichkeit durchmessen, Eichendorff schwelgt in Ahnung und Sehnsucht, Strich führt den polaren Gegensatz in blendenden Perioden aus. Wer funkelnden Geist sucht, wird sich von dem Buche gern berauschen lassen. Es regt zweifellos an. Aber während es dem erfahrenen Forscher manche Gelegenheit zur Überprüfung seines eigenen Standpunktes bieten kann, dürfte es den jungen Neuling eher verwirren als belehren. Die Überladenheit des Geistes wirkt betäubend, wenn sie auch manche innere Unfruchtbarkeit verkleidet. Für die Wissenschaft bedeutet das Buch ein Dokument, in dem sich das Verhältnis des augenblicklich tonangebenden Geschlechts zu Klassik und Romantik offenbart, nicht mehr und nicht weniger.

Strichs Kollege Hans Heinrich Borcherdt nimmt in der Beilage der „München-Augsburger Abendzeitung" „Der Sammler" (vom 24. März 1923) sehr wohlwollend zu dem neuen Buche Stellung, indem er u. a. sagt:

„Nur auf die Herausarbeitung des Gegensatzes zwischen Klassik und Romantik kam es Strich an. Er verzichtete daher darauf, eine

Geschichte des Werdens beider Strömungen zu geben. Ja, bei seiner ganzen geistigen Einstellung interessiert ihn dieses Problem auch gar nicht, weil er die einmaligen Erscheinungen nur als Repräsentanten ewiger Ideen betrachtet. So liegt letzten Endes in seiner Betrachtungsweise etwas Metaphysisches. Beide Menschheitstypen sind da, sie erschienen um das Jahr 1800 in höchster Reife und traten zugleich in größter Klarheit ins Bewußtsein. Wie und warum sie so geworden sind, erscheint in dieser Problemstellung von sekundärer Bedeutung. Der Längsschnitt durch die Literaturgeschichte bleibt also außer acht. Infolgedessen werden die kulturpsychologischen und geistesgeschichtlichen Grundlagen nur gelegentlich erörtert. Strich sieht Klassik und Romantik als geschlossene Einheiten an, zieht durch sie einen Querschnitt und vergleicht diese Ausschnitte. Dieses Verfahren läßt sich ohne weiteres bei der Klassik vertreten, die sich auf ein ganz bestimmtes ästhetisches Prinzip gründet und sich von den Anschauungen, die in den ersten Jahren der Freundschaft Goethes und Schillers festgelegt wurden, nur insoweit entfernt hat, als zeitweise eine stärkere Anlehnung an die Antike zu beobachten ist. Viel schwerer war der Querschnitt durch die Romantik zu ziehen, deren Wesen ja Verwandlung ist, deren ästhetische Prinzipien nur für den Augenblick bestimmt zu sein scheinen. Strich hat bei seinen eminenten Kenntnissen und seinem großen Feingefühl die Gefahr einer Schablonisierung überwunden; aber wehe dem Nachfolger, der ohne das genügende Rüstzeug versucht, die gleichen Wege zu wandeln. Ich bekenne auch offen, daß ich zweifelhaft geblieben bin, ob auf dem von Strich eingeschlagenen Wege das letzte Wort über die großen Außenseiter, Hölderlin und Kleist, gesprochen werden kann, ob nicht durch die Strichsche Problemstellung Früh- und Spätromantik nun in größerer Einheitlichkeit erscheinen, als ihnen nach ihrem verschiedenen geistesgeschichtlichen Zusammenhang zukommt. Das ist das gleiche Bedenken, das ich auch bei einer früheren Arbeit Strichs „über den lyrischen Stil des 17. Jahrhunderts" empfunden habe. Richtig ist, daß die ganze Kunst des 17. Jahrhunderts unter dem Begriff ‚Barock' zusammengefaßt werden kann, aber die sozialen und geistesgeschichtlichen Bedingungen für die erste und zweite Hälfte des Jahrhunderts, die Voraussetzungen für Hochbarock und Spätbarock, wie die Kunstgeschichte jetzt diese Epochen trennt, sind so verschieden, daß das Einheitliche als sekundäres Moment erscheint. Der gleiche künstlerische Ausdruck kann in gewissen Fällen Ergebnis verschiedenartiger Weltanschauungen sein, wenn sich die Form als etwas Handwerksmäßiges vererbt oder, wie in der Humanistenkultur, als etwas Schulmäßiges durch Generationen hindurch-

schleppt. Dies näher auszuführen, würde hier zu weit führen. Ich möchte nur daran erinnern, daß dieselbe Erscheinung auch in der bildenden Kunst, z. B. im ausgehenden Mittelalter, zu beobachten ist. Dieser von mir gemachte Einwand soll nicht einen grundsätzlichen Zweifel an der Richtigkeit der von Strich eingeschlagenen Methode bedeuten. Er zeigt nur, daß wir erst am Anfang der stilgeschichtlichen Betrachtungsweise stehen und daß eine völlige Klarheit über die zeitliche Abgrenzung stilgeschichtlicher Typenbildung erst möglich sein wird, wenn auf den verschiedenen Kulturgebieten ähnliche Untersuchungen vorliegen. Mit Recht weist Strich in seinem Nachwort darauf hin, daß dieselben Erscheinungen auch auf allen anderen Kulturgebieten, z. B. in der Musik und der Religion, zutage treten müssen. — Bahnbrechend war auf diesem Wege stilgeschichtlicher Betrachtungsweise Heinrich Wölfflin vorausgegangen, und Strich bekennt selbst, daß er auf seinem Wege durch Wölfflins ‚Kunsthistorische Grundbegriffe' angeregt worden sei. Der Vergleich des Strichschen Buches mit dem Wölfflins ist daher doppelt interessant und lehrreich. Er zeigt die verschiedenartige Betrachtungsweise beider Wissenschaften. Der Kunsthistoriker hat es mit einem Nebeneinander im Raume zu tun. Er kann daher unmittelbar vom Sehen ausgehen und die formalen Erscheinungen deuten. Der Literarhistoriker muß dagegen das Nacheinander in der Zeit erst zu einer Einheit runden. Er unterscheidet zwischen innerer und äußerer Form. Er muß auf die Welt- und Kunstanschauung einzelner Persönlichkeiten und ganzer Zeiten verweisen und letzten Endes verschiedene Ausdrucksformen des Typus Mensch zu erfassen suchen. Dazu kommt der persönliche Unterschied zwischen Wölfflin und Strich. Wölfflin abstrahiert vom Problem der Form bestimmte Gegensätze, die sich wie Kategorien zu einem einheitlichen System der kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise runden und daher die Übertragung auf andere Zeiträume ermöglichen. Strich stellt nur ein übergeordnetes Begriffspaar: Vollendung und Unendlichkeit auf, das zwar in ähnlicher Weise übertragen werden kann, aber nicht eigentlich die Wesenheit des literarischen Kunstwerks umrahmt, vielmehr ebensogut auf philosophische Entwicklungsphasen angewendet werden könnte. Was im übrigen an besonderen Gegensätzen herausgearbeitet wird, erhebt sich, abgesehen von den ausgezeichneten Formulierungen über Rhythmus und Reime, nicht zur gleichen Abstraktion systematischer Kategorien wie in dem Wölfflinschen Buche. Strichs ganzem Wesen widerstrebt offenbar überhaupt die Präzision und Abstraktion systematischer Kategorienbildung, und so liegt der Vorzug und Reiz seines Buches in der feinen Durcharbeitung der einmaligen Erscheinungen

und ihrer Gegensätzlichkeiten. Dadurch erscheint sein Werk in vielen Partien sinnlicher und persönlicher als Wölfflins nach strenger Systematik strebende Gedankenfolge. Gerade wenn man die Verschiedenheit beider Forscher erfaßt, dann wird man sich auch von neuem des Gegensatzes der Ausdrucksformen beider Wissenschaften stark bewußt, und dann erscheinen die Abschnitte in Strichs Kapitel über die innere Form, in denen er sich am engsten an Wölfflin anschließt, als die schwächsten Partien seines Werkes; denn was der Kunsthistoriker unmittelbar vom Anblick des Kunstwerkes abzuleiten vermag, wird von dem Literarhistoriker mehr oder weniger metaphorisch gedeutet, wie z. B. die Abschnitte über Fläche und Tiefe des literarischen Kunstwerkes zeigen, während Strich sich am selbständigsten dort zeigt, wo er das Geistesleben des klassischen und romantischen Menschen gegenüberstellt. — Meine Erörterungen über die Methodik des Strichschen Buches sollen und wollen den Wert dieser Meisterleistung neuer deutscher Literaturgeschichtsschreibung in keiner Weise herabdrücken. Wir wollen uns vielmehr freuen, ein Werk erhalten zu haben, wie Strich es uns bietet. Meine Bedenken wurden nur ausgesprochen, weil wir erst am Anfang der Ausbildung stilgeschichtlicher Methodik stehen."

Georg Stefanskys kritische Studien „Das Wesen der deutschen Romantik" verdiente rückhaltlosere Anerkennung, wenn der Inhalt dem Titel entspräche. So aber haben wir es lediglich mit einer fragmentarischen Betrachtung zu tun. Es erscheint bloß die Frühromantik gewürdigt. Eichendorff z. B. spielt bei Stefansky keine Rolle, und diese Lücke empfindet er nicht einmal. Im übrigen finden wir zahlreiche feine Bemerkungen. Die Grundzüge der frühromantischen Denkform sind einleuchtend dargestellt, auch die Ausdrucksform der Periode erfährt scharfe Charakteristik. Schade, daß weder Strich noch Stefansky ein Register besitzen. Auch das dritte den genannten Büchern verwandte Werk von Georg Mehlis „Die deutsche Romantik" entbehrt eines solchen. In vier großen Abschnitten erörtert der Freiburger Philosoph die Hauptlinien der romantischen Bewegung, des romantischen Kulturbewußtseins, der romantischen Philosophie und der romantischen Dichtung. Novalis, Fr. Schlegel, Schelling

und Schleiermacher stehen im Vordergrund, also wiederum eigentlich frühromantische Erscheinungen. Arnim, Brentano, Tieck, Z. Werner bleiben nicht ohne Berücksichtigung. Die zusammenfassenden Übersichten über Lyrik, Märchen und Roman liest man teilnehmend angeregt. Andere Kapitel, wie das von der romantischen Ironie treffen mit wenigen Worten den Kern der Sache. Mithin eine lesens- und lobenswerte Arbeit, wenngleich die christlich-nationale Romantik im eigentlichen Wortsinn kaum berührt wird, ihre volkstümlichen Werte dem Verfasser kaum völlig aufgegangen sind.

In dieser Hinsicht greift der kleine Bericht Max Kochs „Neues und altes von der alten Romantik" im „Türmer" (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1923 Januar) unverhältnismäßig weiter. Das tief einfühlende Verständnis des Breslauer Literarhistorikers geht selbst Einzelheiten romantischer Seitentriebe liebevoll nach, überall die losen oder engen Zusammenhänge aufspürend, gestützt auf sein geradezu überreiches Weisen.

Eine wissenschaftliche Fundgrube erschließt Erich Jenisch in der Festschrift zur Jahrhundertfeier des berühmten Heidelberger Verlags Karl Winter: „August Wilhelm Schlegels Briefwechsel mit seinen Heidelberger Verlegern". Die Einleitung bildet ein willkommenes Seitenstück zu der Münchener Dissertation Otto Reichels „Der Verlag von Mohr und Zimmermann in Heidelberg und die Heidelberger Romantik" (1913). Arnim, Brentano, Görres werden wiederholt erwähnt, reicht doch die Korrespondenz zwischen A. W. Schlegel, C. F. Winter und Konsorten von 1808 bis 1844.

Aus der Zeit des reifen Friedrich Schlegel fließen die Quellen immer reichlicher, so daß das trübe Bild, das Ricarda Huch z. B. von Dorothea als Zugrunderichterin Friedrichs entworfen hat, einer unzweifelhaft anderen Auffassung Platz machen muß. Heinrich Finke schenkt uns endlich den sehnlich erwarteten „Briefwechsel Friedrich und Dorothea Schlegels"

(leider ohne Register), ein Quellenwerk ersten Ranges. Sorgfältig kommentiert und mit einer übersichtlichen Einleitung versehen umfaßt der stattliche Band die Jahre 1818 bis 1820. Die von Finke vermißten Briefe Schlegels an Ludwig I. von Bayern werde ich seinerzeit der Öffentlichkeit übergeben; sie befinden sich im Nachlaß des großen Königs. In die Zeit von Dorotheas späterem römischen Aufenthalt führt das Werk „Alt Weimars Abend" Briefe und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse der Gräfinnen Egloffstein, herausgegeben von Hermann Freiherrn von Egloffstein. 1829 schreibt Caroline von Egloffstein an ihre Schwester Julie: „Hüte Dich vorzüglich nur vor Madame Schlegel wenn Du sie begegnen solltest! d. h. vor ihr Diskussionen, damit kein Mißton in Deine reine schöne Seele falle." Die Angst vor der Katholisch gewordenen spricht daraus. Aus dem Nachlaß Philipp Veits stammt ein von der auch sonst vermehrten und verbesserten Neuauflage der trefflichen Biographie Johannes Hofers „Der hl. Kl. M. Hofbauer" wiedergegebene Brief Fr. Schlegels an Dorothea, drei Tage nach des heiligen Tod geschrieben. Mehr als alle Anekdoten läßt uns dies Schreiben erkennen, was Hofbauer für Fr. Schlegel bedeutet haben muß.

Sehr zeitgemäß sind die „Unbekannten Freiheitslieder von A. W. Schlegel", die Hubert von Lassaulx in den jetzt leider eingegangenen „Historisch-politischen Blättern" (München, Theodor Riedel 1923, 171. Bd., 9. Heft) mitteilt. Der oben erwähnte junge Gelehrte Erich Jenisch behandelt „Friedrich Schlegel und die Heidelberger Jahrbücher", Martin Sommerfeld endlich, was „Friedrich Schlegel über ‚die Agnes von Lilien'" geäußert hat, beide im „Euphorion" (Wien, Carl Fromme, 23. Bd., Jahrgang 1921).

Eine akademische Antrittsrede von Moritz Enzinger „Das deutsche Schicksalsdrama", auf die stammesgeschichtliche Betrachtungsweise eingestellt, sucht zwischen Grill-

parzers pseudoromantischer „Ahnfrau“ und dem Schaffen etwa Zacharias Werners grundsätzliche Verschiedenheiten aufzudecken, dort seien Wiener Ortsüberlieferungen und das altösterreichische Barock, hier die Blutmischung der sogenannten Neustämme maßgebend gewesen. Demgegenüber hebt Oskar Katann im „Literarischen Handweiser“ (Freiburg im Breisgau, Herder u. Co., März 1923) unter dem Titel „Schicksal und Drama“ mit Recht hervor, daß man daneben die in ganz Deutschland wirksamen Aufklärungstendenzen und zur Wertherzeit übliche Selbstmordmanie, die von den Romantikern dann vielfach ins Religiöse gewendete Schicksalsnotwendigkeit nicht übersehen dürfe und vor allem nicht die Erlebnisgrundlage der französischen Revolution, der Franzosenkriege und Polenteilungen. Rein stammesgeschichtliche Lösungsversuche müssen immer einseitig und daher schief ausfallen, Umwelt und Erlebnis sind oft viel stärker als Abkunft und Überlieferung.

Die Münsterer Doktordissertation Richard Friedrich Hugles „Zur Bühnentechnik Adolph Müllners“ ist in diesem Zusammenhang erwähnenswert. Leider liegt nur ein sogen. Teildruck vor mit wichtigen Bemerkungen zur Psychologie der Müllnerschen Bühnenwerke, über Bühnengeräusche, Musik und Beleuchtung, Gruppen- und Schlachtbilder, Gesten usw. Auch auf andere Probleme als rein schicksalsdramatische fällt so mittelbar neues Licht.

Rudolf Ungers jüngstes Buch „Herder, Novalis und Kleist“, aus verschiedenen Vorträgen und Aufsätzen der letzten Jahre erwachsen, umfaßt Studien über die Entwicklung des Todesproblems im Denken und Dichten von Sturm und Drang zur Romantik. Auch ein ungedruckter Brief Herders an Mendelssohn (1769) erscheint beigesteuert. Die Abhandlung „Novalis' Hymnen an die Nacht, Herder und Goethe“ kennen wir bereits aus dem „Euphorion“ (1920). Ergiebiger noch dünken einen die Gedanken zur Datierung und Deutung

der Hymnen an die Nacht und über das Todesproblem bei H. v. Kleist (über die Forschung Sauers hinausführend).

Im „Euphorion" (Wien, Carl Fromme 1922) tritt Ludwig Kleeberg mit „Studien zu Novalis" (Novalis und Eckartshausen, der bekannte bayerische Popularphilosoph der Aufklärungszeit) hervor (23. Bd., Jahrgang 1921).

G. Braak wieder untersucht im „Neophilologus" (Groningen, 7. Jahrgan, 4. Lieferung) „Novalis et le Symbolisme français".

E. K. Fischer gibt eine Gesamtcharakteristik von „Novalis" im „Kunstwart" (München, Georg D. W. Callwey, Dezember 1922), Paul Kluckhohn vergleicht „Novalis und Friedrich Schlegel" in der „Deutschen Rundschau" (Berlin, Gebr. Paetel, Mai 1922).

Henry Lüdecke verdanken wir zwei verdienstvolle Arbeiten, die eine „Ludwig Tieck und das alte englische Theater", gibt eine umfassende, wissenschaftlich wohlfundierte Darstellung, die zweite „Ludwig Tieck, Das Buch über Shakespeare" stellt einen vorzüglichen Neudruck dar, mit aller Sorgfalt philologischer Akribie hergestellt. Im erstgenannten Werke geht Lüdecke von den Vorläufern Tiecks in Deutschland aus. Dann untersucht er Tiecks Studien im Rahmen seines Lebens, seine Kritik an Shakespeare und dessen Zeitgenossen, Tiecks philologische und Übersetzertätigkeit, deckt mannigfache Einflüsse auf, schildert Tiecks Gestaltungsvermögen und bespricht am Ende die Meisternovelle „Dichterleben". Die Einleitung zur Ausgabe des „Buchs über Shakespeare" bemerkt, es sollte für Tieck das Hauptwerk seines Lebens sein und sei sein größter Mißerfolg geworden. Es blieb Torso. Die großartigen Bausteine jedoch erfahren hier eine ausgezeichnete Sammlung und Sichtung.

Hübsch ist die Notiz Viktor Schirmunskis mit dem gelungenen Nachweis, daß Arnims „Summermann — Ludwig

Tieck“ sei („Germanisch-romanische Monatsschrift“, Heidelberg, Karl Winter, November-Dezember 1922). Hans Mörtl charakterisiert „Die Renaissance in Tiecks ‚Vittoria Accorombona‘“ („Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik,“ Leipzig, B. G. Teubner 1923, 51. u. 52. Bd., 2. Heft).

Den völkischen Gehalt der deutschen Romantik suchen die ersten Kapitel der von Wilhelm Kosch verfaßten „Geschichte der deutschen Literatur“ auszuschöpfen. Arndt und Schenkendorf, Arnim und Brentano werden ausführlich geschildert. Daneben erhält die alte deutsche Burschenschaft zum ersten Male einen literarischen Rahmen.

Demselben Gesichtspunkt streben die Aufsätze von Robert Stein „Aus Görres' Schülerzeit“ („Kölnische Volkszeitung“ Nr. 391 vom 21. Mai 1922), sowie von Joseph Grisar „Wie Görres ein Deutscher wurde“ und „Der Kampf um Görres' ‚Athanasius‘ am Münchener Hofe“ („Stimmen der Zeit“, Freiburg im Breisgau, Herder u. Co., April und Februar 1923) zu.

Eine kostbare Gabe bietet uns die Preußische Staatsbibliothek durch das von Hans Daffis bearbeitete „Inventar der Grimm-Schränke“ mit den autobiographischen „Besinnungen aus meinem Leben“ (1814), die Jakob Grimm zum Verfasser haben, und Wilhelm Grimms Briefen an den Bruder Jakob aus den Jahren 1811 bis 1813. „Die Familie Reichardt und die Brüder Grimm“ von Reinhold Steig („Euphorion“; Wien, Carl Fromme 15. Erg. Heft) werden in ihren wechselseitigen Beziehungen an Hand zahlreicher brieflicher Nachrichten bis 1808 beleuchtet. An derselben Stelle teilt der gleiche zufrühverblichene Gelehrte „Gesammelte kleine Bemerkungen zu Dichtern und Schriftstellern des 18. u. 19. Jahrhunderts“, hauptsächlich Romantikern, mit. Im Anschluß an Grimm berichtet Franz Heyden über „Volksmärchen

und Volksmärchenerzähler". Nachdem der Strom lebendiger Märchenüberlieferung versiegt und jene unbewußte Liebe zum Märchen nur noch als Kindheitserinnerung im deutschen Volke lebe, würden wir es erst dann wieder gerecht zu würdigen und zu schätzen wissen, wenn wir es bewußt als Dichtung erfaßten. Der Verfasser hofft, daß seine Schrift zur literarischen Wertung des Märchens beitragen und damit ein neues Feuer für das alte Volksgut entfacht werde. Im Mittelpunkt steht Wilhelm Grimm als Märchenerzähler, aber auch seine Vorläufer und Nachfolger Bechstein usw. bis Wisser, einschließlich die mundartlichen Schöpfungen, erfahren liebevolle Würdigung, während H. Gürtler „Zur Geschichte der Kleinen Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm" das Wort ergreift („Kölnische Volkszeitung" Nr. 764 vom Oktober 1922).

Reich sind die Erträgnisse der diesjährigen Brentano-Literatur. Die auf der Höhe der Forschung stehende und dabei ausnehmend gut lesbare Monographie „Clemens Brentano" von Wilhelm Schellberg hat bereits eine zweite verbesserte Auflage erlebt. Das Buch entwickelt sich immer mehr zur besten Darstellung des berühmten Romantikers. Nach künstlerischen Gesichtspunkten geordnet und drucktechnisch hervorragend ist die Auslese des genannten Forschers „Gedichte von Clemens Brentano", ein rechtes Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes. Einleitung und Anmerkungen machen sie auch für den Gebrauch an höheren Lehranstalten geeignet.

Joseph Körners Entdeckung der Brentanoschen Novelle „Die Schachtel mit der Friedenspuppe" hat jenen naturgemäß veranlaßt, auch die Fundstätte näher zu untersuchen. Daraus ist der Artikel „Die Wiener ‚Friedensblätter' (1814 bis 1815), eine romantische Zeitschrift" hervorgegangen („Zeitschrift für Bücherfreunde", Leipzig, E. A. Seemann 1922). Ebenfalls von Körner rührt der Aufsatz „Der Narr der Liebe" (Ein Gedenkblatt zum 100. Todestage

Zacharias Werners) her („Preußische Jahrbücher", Berlin, G. Stilke, Januar 1923). Er stützt sich u. a. auf Paul Kluckhohns bedeutsames Werk „Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik".

Die „Deutsche Rundschau" (Berlin, Gebr. Paetel) kommt im Berichtsjahr wiederholt auf Brentano zurück. Im August 1922 bespricht Richard Smekal „Theaterprobleme der Romantik" (mit Benutzung unbekannten Materials aus dem Nachlaß Brentanos). Im September 1922 entwickelt Max Lohan eine „Naturgeschichte des Philisters", wobei Brentano, Eichendorff u. a. herangezogen werden. Im Mai 1923 veröffentlicht Karl Viëtor „Ein unbekanntes Gedicht Brentanos".

Im „Wächter" (München, Parcus u. Co., September 1923) beleuchtet Karl Freiherr von Eichendorff zusammenfassend „Eichendorffs Beziehungen zu Achim von Arnim, Klemens Brentano und Otto Heinrich Grafen zu Loeben während des gemeinsamen Aufenthalts in Heidelberg", während ebenda Ewald Reinhard den Dichter-Bischof „Ignaz Heinrich von Wessenberg als Mitarbeiter an ‚Des Knaben Wunderhorn'," feststellt. Zahlreiche Hinweise auf Brentano und andere Romantiker finden sich in des Heidelberger Professors Karl Philipp Kayser Tagebuchblättern „Aus gärender Zeit". Der reformierte Pfarrerssohn Kayser (1773 bis 1827) war von 1794 an Gymnasiallehrer in Heidelberg, seit 1807 Sekretär an der Universitätsbibliothek, später Privatdozent und Universitätsprofessor sowie Gymnasialdirektor und starb 1827. Er hinterließ vierzehn engbeschriebene Tagebuchbände, aus denen die wichtigsten Stellen Franz Schneider zu dem obenerwähnten Buche zusammenfügte. „Klemens Brentanos Lebensabend" in Regensburg und München erfährt durch Hermann Nestler, dem bewährten Lokal- und Literarhistoriker, eine ebenso gewissenhafte wie feinsinnige

Schilderung. Bisher unveröffentlicht sind die im Anhang abgedruckten Briefe der Malerin Emilie Linder an Apollonia Diepenbrock und einiges aus dem Nachlasse Sailers.

Einen Neudruck von Klemens Brentanos „Mehreren Wehmüllern“ zum erstenmal mit den Bildern Edward v. Steinles enthält Bd. 22/23 der „Romantischen Bücherei“ (München, Parcus u. Co.). Ein anderes Doppelbändchen, Bd. 27/28 der gleichen Sammlung, entreißt seines Bruders Christian Brentano witzige Satire „Der unglückliche Franzose oder der deutschen Freiheit Himmelfahrt“ einer unverdienten Vergessenheit. Die Einleitung von Herbert Levin kann als kleines Kabinettstück literarhistorischer Forschungsweise angesprochen werden. Daß auch die Bilder des überaus seltenen Originals dem Neudruck beigegeben erscheinen, bucht man mit besonderer Anerkennung. Einen lehrreichen Vergleich „Die Libussa-Dichtungen Brentanos und Grillparzers“ zieht Günther Müller im „Euphorion“ (Wien, Carl Fromme, 1922).

Unter den vielen Neudrucken Eichendorffs hebe ich vor allem die dreibändige Auslese seiner Werke hervor, die Karl Hans Wegener, der bekannte Eichendorff-Forscher, auf Grund peinlich genauer Textrevision mit guten Einleitungen und Literaturnachweisen in die Welt schickt. Von den bisher vorliegenden Auswahlausgaben ist die des Verlags Hesse u. Becker wohl die beste, wobei ich mich natürlich an dieser Stelle auf einzelne kritische Beanstandungen nicht einlassen möchte. Die Bände enthalten außer dem Lebensbild: Gedichte; Julian; Robert und Guiscard; Ahnung und Gegenwart; Dichter und ihre Gesellen; Die Zauberei im Herbste; Das Marmorbild; Aus dem Leben eines Taugenichts; Viel Lärmen um Nichts; Auch ich war in Arkadien; Das Schloß Dürande; Die Entführung; Die Glücksritter; Libertas und ihre Freier; Krieg den Philistern; Der letzte Held von Marienburg; Die Freier; Erlebtes; Die neuere Romantik.

Die entzückende Auswahl „O Täler weit, o Höhen! Gedichte und Lieder“ von Eichendorff mit Federzeichnungen von Max Teschemacher besitzt den Vorzug, daß der Enkel des Dichters sie eingeleitet hat. Ein anderes schmuckes Büchlein Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts“ erfreut durch die wesensverwandten Zeichnungen von C. Eytel sowie durch das besonders gefällige Sedez-Format. Der Neudruck derselben Novelle von Hermann Jantzen empfiehlt sich als vortreffliche Schulausgabe der Velhagen u. Klasingschen Sammlung. Eichendorffs Lustspiel „Die Freier“ ist im vergangenen Jahre in verschiedenen Bearbeitungen hunderte Male über die Bretter gegangen. Einen bequemen Abdruck des Originals vermittelt die „Romantische Bücherei“ in ihrem 24. Band.

„Eichendorffs Weltbild“ umreißt Karl Jakubczyk, indem er die inzwischen vergriffene, während des Weltkriegs erschienene Schrift „Der deutsche Eichendorff“ nach ihrer religiösweltanschaulichen Seite hin erweitert. Zur raschen Einführung in Denken und Fühlen unseres Dichters sehr geeignet! „Neue Kunde zu Eichendorffs Leben und Dichten“ meldet Ewald Reinhard in der „Kölnischen Volkszeitung“ (Nr. 138 vom 22. Februar 1923); von demselben Forscher stammt im gleichen Blatt (Nr. 893 vom 23. November 1922) der Artikel „Aus Eichendorffs Berliner Beamtentätigkeit“. „Ein Eichendorff-Fund“ von Rudolf Schade („Frankfurter Zeitung“ Nr. 91 vom 4. Februar 1923) stützt sich auf den allerdings noch nicht ganz einwandfrei überprüften Nachlaß des Berliner Romantikers Beyer. Unbekannte Äußerungen des Dichters aus dieser Quelle verwertet Schade ferner in dem Aufsatz „Ein neuer Eichendorff-Fund (Eichendorffs religiöse Entwicklung)“, der in der „Kölnischen Volkszeitung“ Nr. 116 vom 14. Februar 1923 erschienen ist. Welche Rolle Eichendorff für die Musenstadt am Neckar spielt, erhellt u. a. aus dem Aufsatz von Rudolf

K. Goldschmit „Das Heidelberger Schloß in der deutschen Dichtung" in den „Preußischen Jahrbüchern" (Berlin, G. Stilke, April 1923). „Eichendorff als Cervantes-Übersetzer" stellt Adolf Potthoff dar („Literarisches Echo", Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1922, Heft 23).

Eine Würzburger Doktordissertation von Helene Eichholtz ist infolge Ungunst der Zeitverhältnisse leider nicht erschienen, doch hat wenigstens der wichtigste Teil der Arbeit im „Wächter" (München, Parcus u. Co., Dezember 1922) Aufnahme finden können.

Die romantischen Frauen üben neuerdings stärkere Anziehungskraft aus. Joseph Oswald widmet in den „Historisch-politischen Blättern" (München, Theodor Riedel 1923, 7. u. 8. Heft) „Dorothea Schlegel" eine fesselnde Charakteristik. Maria Schauer weiß für das Urbild der „Lucinde", die problematische „Caroline Schlegel-Schelling", alle verfügbaren Quellen heranzuziehen und so ein voll befriedigendes Lebensbild zu zeichnen. In die Heimat „Carolinens" führt die fleißige, tiefschürfende Studie von F. Frensdorff. Das Haus Michaelis, die alte Stadt Göttingen und seine damalige Einwohnerschaft, die „Universitäts-Mamsellen" schließlich Mainz am Ausgang des 18. Jahrhunderts, wo ja gleichfalls ein Teil von Carolinens Lebenslauf sich abgespielt hat, ziehen in farbensatten Kulturbildern an uns vorüber.

Rahel Varnhagen hat frühzeitig ein literarisches Denkmal erhalten. Bald nach ihrem Tode gab ihr Gatte 1835 eine dreibändige Auswahl ihrer Briefe und Tagebücher heraus. Die vorliegende des Münchener Hirth-Verlags „Rahel Varnhagen", ein Lebensbild aus ihren Briefen, beschränkt sich auf eine knappe, noch engere, aber geschickte Auslese daraus, während die mehr ausführliche „Rahel Varnhagen", ein Frauenleben in Briefen, ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von Augusta Weldler-Steinberg,

die goldene Mitte einzuhalten sucht und auch literarhistorischen Ansprüchen zu entsprechen vermag.

In der „Revue germanique“ (Paris, J. Tallandier, 1923 Nr. 1) beschäftigt sich der bekannte Grillparzer-Biograph August Ehrhard mit „Bettina d'Arnim à le Prince de Pückler-Muskau“. Bettinens jüngere Zeitgenossin Schlözer war der erste weibliche Doktor einer deutschen Universität. Ihr Vater, der große Geschichtsforscher, erzog sie streng und ernst. Ihrer innersten Natur nach war sie eine Antipodin der gleichfalls in Göttingen aufwachsenden Caroline Michaelis. Das Buch Leopold von Schlözers „Dorothea von Schlözer“ beleuchtet sie voll Wärme und Lebenswahrheit. Niemand kann über die Frau zur Zeit der Romantik urteilen, ohne es vollständig zu kennen.

Auf einem anderen Blatt der Literaturgeschichte steht die Ritter-Romantik mit ihrem Hauptvertreter Friedrich de la Motte-Fouqué. Daß der wegen seiner hyper-romantischen Altersdichtung und wohl auch wegen seiner feudalen Weltanschauung jahrzehntelang verkannte deutsche Freiheitskämpfer nun abermals zu Ehren kommt, erfüllt mit aufrichtiger Freude. Besonders unserer Jugend mag er noch manches bedeuten. Die Einführung Otto Demuths zu der nordischen Meistererzählung „Sintram und seine Gefährten“ besagt alles wissenschaftlich Nötige und bedeutet dennoch mehr als eine literarhistorische Galvanisierung. „Fouqué,“ so sagt der Herausgeber als sein Herold sehr richtig, „ist in seiner Kunst gleich Eichendorff einer der Vollender der Romantik, wenn auch die Art, wie er sie vollendet hat, nicht so folgerichtig zu nennen ist wie bei dem jüngeren oberschlesischen Kunstgenossen“. „Sintram“ verdient auch heute noch weiteste Verbreitung.

„Zwei Briefe von Fouqué“, mitgeteilt von R. Bülck, lesen wir im „Literarischen Echo“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1922 Heft 14). — Der Zeit seines

absteigenden Ruhmes entstammen die aus der Autographensammlung der Wiener Hofbibliothek in der „Täglichen Rundschau“ (Nr. 175 vom 23. August 1922) mitgeteilten Briefe, die an M. C. Collin und K. Pichler gerichtet sind. Joseph Körner ist ihr Herausgeber. — Über „Elementargeister bei Fouqué, Immermann und Hoffmann“ schreibt Julius Haupt in der „Kölnischen Volkszeitung“ (Nr. 87 vom 3. Februar 1923).

Die Erinnerung an E. Th. A. Hoffmanns hundertsten Todestag brachte es mit sich, daß die Literatur über diesen Dichter im vergangenen Jahr mächtig anschwoll. Ich beschränke mich darauf, das Wesentliche zu verzeichnen. Die eingehende Schilderung Richard von Schaukals „E. T. A. Hoffmann. Sein Werk aus seinem Leben dargestellt“ (Wien, Amalthea-Verlag) zeichnet sich vor allem durch ihre sorgfältige Ausstattung (Bilder und Faksimilebeilagen) aus. Die Bibliographie verdient besondere Anerkennung. Der Text ist gut lesbar mit viel Wärme, an manchen Stellen freilich auch überschwenglich geschrieben. Literarhistorische Ansprüche erhebt der Dichter Schaukal nicht. Aber gern wird selbst der Gelehrte von den Eindrücken vernehmen, die dem graziösen Herrn von Balthesser der prickelnde Klassiker der Unterhaltung und elegante an die besten Franzosen erinnernde Stil-Gent der Romantik übermittelt hat. Eine Historie des Dandys in der Formentwicklung des deutschen Schrifttums müßte bei Hoffmann beginnen und bei Schaukal und Stephan George vorläufig aufhören. Schaukal hat daneben einen wissenschaftlich voll befriedigenden Beitrag über „J. Callot und E. T. A. Hoffmann“ der „Germanisch-romanischen Monatsschrift“ (Heidelberg, C. Winter, 1923, Heft 5/6) zur Verfügung gestellt.

Die von Richard Strauß begründete hübsche Sammlung „Die Musik“ widmet ein Bändchen „E. T. A. Hoffmann dem deutschen Geisterseher“ (Leipzig, C. F. W. Siegel). Hans

von Wolzogen, sein Verfasser, gehört zwar auch zu den reinen Hoffmann-Enthusiasten, allein man nimmt ganz gern die gefällig abgerundeten Zusammenstellungen durch, Altvertrautes an der Hand eines kundigen Führers wiederholend. Nicht minder dankenswert ist der Neudruck „Hoffmanns Erzählungen, die Vorlagen zur Oper Offenbachs" mit der anziehenden Einleitung von Max Mell (Wien, Donau-Verlag). Die Illustrationen beider Bücher entsprechen ihren im besten Wortsinn volkstümlichen Zwecken.

Die umfassende Studie „E. T. A. Hoffmann und Bamberg" von Otto Krenzer (Bamberg, „Bamberger Tagblatt") behandelt erschöpfend des Dichters Verhältnis zu der vielleicht wichtigsten Station seiner Lebenspilgerfahrt, während Hans von Müller an den Warschauer Aufenthalt anknüpfend einen wertvollen Brief von „Heinrich Loest über E. T. A. Hoffmann" vom 15. August 1823 wiedergibt (Köln am Rhein, Paul Gehly).

Mehrere Zeitschriften sind mit Hoffmann-Festnummern herausgerückt, so die „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins" (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1922, Nr. 7), worin Friedrich Holtze die Beziehungen zwischen „E. T. A. Hoffmann und Ernst von Tettau", einem Amtsgenossen des Dichters, aufdeckt, Hans von Müller und Felix Hasselberg auf Grund ungedruckter Archivalien „Hoffmann als Richter" charakterisieren, und Georg Ellinger mit einer Skizze „E. T. A. Hoffmann als Musiker" vertreten ist. Die leider eingegangene Bibliophilenzeitschrift Karl Georg von Maassens „Der grundgescheute Antiquarius" (Weimar, Erich Lichtenstein 1923, 2. u. 3. Heft) enthält in ihrer letzten Ausgabe folgende Beiträge aus der Feder des Herausgebers: „E. T. A. Hoffmanns Tod" — „Ein Hoffmann-Brevier" — „Ein unbekannter Brief Hoffmanns an Körner" — „Hoffmann im Urteil seiner Zeitgenossen" — „Eine Hoffmann unterschobene Zeichnung J. P. Lysers" —

„Posthume Hoffmann-Porträts“ — „Unerfaßte Hoffmann-Briefe“ usw. Natürlich huldigt auch die moderne Linke des Literaturparlaments dem Andenken des Dichters. „Der Feuerreiter“ (Berlin, Albrecht Blau 1922, Heft 6), ein Sprachrohr dieser Richtung, bringt zunächst „Hoffmanns Brief an Rochlitz“, den Herausgeber der Leipziger „Allg. Musikalischen Zeitung“, dann würdigen Ludwig Marcuse „Hoffmann den Verfolgten“, Paul Stefan „den Kapellmeister Hoffmann-Kreisler“, Hans von Müller „Hoffmanns erste Liebe“, Adolf Caspary „Hoffmanns Traumtechnik“, Fritz Gottfurcht „Hoffmann den Realisten“, Walter Harich „Den letzten Geburtstag“, Heinrich Eduard Jacob „den Helden der Großen Oper“. „Die Grenzboten“ (Berlin, Deutscher Verlag 1922, Nr. 24) lassen den Geh. Justizrat A. Petzold über „E. T. A. Hoffmann als Kammergerichtsrat“ zu Wort kommen, die „Preußischen Jahrbücher“ (Berlin, Georg Stilke 1922, Bd. 189, Heft 1), Gottfried Fittbogen über „E. T. A. Hoffmanns Stellung zu den demagogischen Umtrieben“, der „Euphorion“ endlich (Wien, Carl Fromme 1922, 24. Bd., 2. Heft), Hermann Schuller über „Julius Mosen und E. T. A. Hoffmann“. Eine ausgezeichnete Würdigung „Zum 100. Todestage von E. T. A. Hoffmann“ hat Max Koch im „Türmer“ (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1922, Heft 10) beigesteuert. Daneben sei erwähnt Berthold Litzmanns Rede bei der Hoffmannfeier der Goethe-Gesellschaft, Ortsgruppe München, am 21. Juni 1921, nebst einem Artikel „Zur Biographie E. T. A. Hoffmanns“, abgedruckt im „Sammler“, Beilage der „München-Augsburger Abendzeitung“ vom 24. Juni 1922, und das Hoffmannheft der Vierteljahrsschrift „Die Spitzwegstube“ (Warendorf in Westfalen, Joseph Leopold 1922, 2. Heft) mit einem literarischen Schattenriß des Gefeierten von Heinrich Zerkaulen. „Unbekannte Briefe E. T. A. Hoffmanns“ veröffentlicht ferner Felix Hasselberg in der „Unterhaltungsbeilage der

Täglichen Rundschau“ vom 24. Juni 1922, darin auch „Hoffmann als Selbstkritiker“ von Leopold Hirschberg. Der Aufsatz „Hoffmann en France“ von René Lauret in der „Revue rhénane“ (Oktober 1922) ist mir nicht zugänglich gewesen.

Über „E. T. A. Hoffmanns Gestalt in der erzählenden Dichtung“ sprach A. Ludwig (September 1922) in der Berliner „Gesellschaft für deutsche Philologie“:

Hoffmanns eigenartige Persönlichkeit, dazu seine Vorliebe für die Schilderung seines eigenen Wesens regte schon zu seinen Lebzeiten die erzählende Dichtung an, seine Gestalt als Objekt ihrer Darstellung zu benutzen. Teils gilt ihr Hoffmann als eine für die Zeit charakteristische Figur, so bei Hauff, Heine, Holtei, Immermann, teils fordert der Einfluß seines Tuns und Treibens zu anekdotenhaften Bildungen heraus, wie bei Hoffmanns Verleger Kunz und bei Heinrich Schmidts Devrientnovellen. Eigentliche Erzählungen mit Hoffmann als Mittelpunkt liegen vor in Ludwig Rellstabs „Theodor“, Weisflogs „Denkzettel“ und Alexis' Novelle „Der Collaborator Liborius“. Die Verfasser dieser Geschichten waren mit Hoffmanns äußeren Zügen und mit seinem literarischen Schaffen wohl vertraut. Die Zeit des jungen Deutschland und der aufkommende Realismus waren Hoffmann und seiner Dichtung nicht zugetan. Sein literarisches Bild versinkt, und Darstellungen Hoffmanns fehlen in der Zeit von 1850 bis 1890 in der erzählenden Dichtung ganz. Erst durch die nunmehr einsetzende wissenschaftliche Biographie werden sie wieder angeregt. Der Vortragende besprach aus der Zeit nach dem Weltkriege besonders K. H. Strobls Bismarckroman, der eine bedeutende episodenhafte Anekdote aus Hoffmanns Berliner Zeit bringt, Friedrich Freksas Roman „Freiheit“, Kurt Martens' Roman „Deutschland marschiert“ und Rudolf Heubners Roman „Der verhexte Genius“, der Hoffmanns Bamberger Zeit zum Gegenstand hat.

Eine Reihe wiedergefundener Zeichnungen Hoffmanns unter dem Titel „Groteske Gestalten“ gab Leopold Hirschberg (Berlin, Axel Juncker) als Luxusdruck heraus. Auch diese Veröffentlichung habe ich nicht einsehen können. Ich begnüge mich daher mit dem, was Hans Pfeifer in der „Frankfurter Zeitung“ über jene farbigen Karikaturen berichtet:

Eine zweischneidige Kunst, die dem jugendlichen Regierungsrat (1802) Strafversetzung nach Plozk, einer Kleinstadt an der Weichsel, eintrug. Auch des Dichters zweiter Berliner Zeit (Juli 1807 bis Ende 1808) sind nun drei fein groteske, farbige Zeichnungen aufgetaucht, die lange Zeit völlig verschollen waren. Sie liegen jetzt in ausgezeichneten, originalgetreuen farbigen Lichtdrucken vor. Die Urzeichnungen wurden Ende vergangenen Jahres in der Bamberger Staatsbibliothek ans Tageslicht gezogen. Der Dichter betitelte sie seinerzeit: „Sammlung grotesker Gestalten nach Darstellungen auf dem K. National-Theater in Berlin. Gezeichnet und in Farben ausgeführt von E. T. A. Hoffmann. Erstes Heft. (Berlin 1808)." Die Bezeichnung erstes Heft läßt klar erkennen, daß Hoffmann sich mit dem reizvollen Gedanken trug, die berühmten Theatergrößen jener Berliner Kunstepoche nach und nach in ihren Glanzrollen seiner Grotesk-Galerie einzureihen. Leider ist dieser Wille nur mit diesem ersten Heft Wirklichkeit geworden. Leider, — denn diese drei Zeichnungen, mit den kurzen humorigen Begleitworten des Dichters, zeugen von seinem großen Können und zeichnerischen Geschick auf dem Gebiet des Grotesk-Komischen. Schon Blatt 1: Pasquin aus dem „Singspiel Michel Angelo" nach Herrn Unzelmanns Darstellung ist von lebendigster Wirkung auf den Beschauer. Wie mit einfachsten Mitteln unbeschränkte Borniertheit in dies Gesicht gelegt ist, wie die Haltung der Hände, Knie, Füße zur Steigerung höchster Verdatterung mitwirkt, das ist künstlerisch vorzüglich gelöst. Besonderer Reiz wird den Blättern noch verliehen durch je eine kurze, zeichnerisch festgehaltene, symbolische Szene, die quasi als erläuternde Fußnote, das jeweilige Blatt am Unterrand schmückt. Bei 1 wird so gezeigt, wie „Pan überlästige Leute, die ihn bei einer Schäferin unterbrachen, mit vorgehaltener, gräßlicher Maske zurückschreckt." Blatt 2: Ein Schneiderlein aus dem Ballette „Die Lustbarkeiten im Wirthsgarten" nach Herrn Beskes Darstellung. Das spindeldürre Schneiderlein ist in dem Moment festgehalten, da es einen eleganten, einen ganz eleganten Tanzschritt kreieren will! Man sieht an jeder Bewegung, daß es ein foux pas werden wird. Die entzückende Fußleiste des Blattes ist dem Wort, daß neun Schneider auf einen Mann gehen, gewidmet. Das dritte und leider letzte Blatt zeigt den „Doktor Bartholo", der nämlich „so dumm wie Stroh" ist nach Herrn Kaselitzens Darstellung in „Figaros Hochzeit". „Der Herr Doktor ist mit seiner Klientin, der Dame Margellina, auf dem Schlosse des Grafen angekommen, in seinem besten Ornat, in hochgetürmter, schneeweißer Knotenperrücke, spanischem Mantel, Federhut und Degen, schreitet er gravitätisch in den Zimmern einher und tötet den Schelm, den

Figaro, schon zum voraus mit flammenden Blicken, die er ihm verächtlich über den Rücken zuwirft —" so subtil und knapp wie Hoffmanns Worte hier den Doktor charakterisieren, genau so treu hält er ihn in seiner Zeichnung fest.

Ein wenig romanhaft klingen die Erinnerungen „Tafelrunde mit E. T. A. Hoffmann", die der verdiente Schatzgräber Rudolf Schade aus den Tagebuch- und Skizzenblättern seines Großvaters Rudolf v. Beyer der Öffentlichkeit übergibt („Deutsche Rundschau", Berlin, Gebr. Paetel, Februar 1922). Die gleiche Zeitschrift (Juli 1922) benutzt der Berliner Germanist Gustav Roethe zu einer sachkundigen, hervorragend treffenden Abrechnung mit dem Hoffmann-Biographen Harich („Neue Literatur über E. T. A. Hoffmann"). Dabei werden auch andere Neuerscheinungen der Hoffmann-Literatur mitberücksichtigt.

Der Artikel „Königsbergs E. T. A. Hoffmann-Ehrung" („Ostdeutsche Monatshefte" 1922, Heft 6) bringt zur Kenntnis, daß man des Dichters Geburtshaus in der Französischen Straße 25 entdeckt und dort eine Gedenktafel angebracht hat. Dem Hoffmannheft des „Wächters" (München, Parcus u. Co., Juni 1922) entnehmen wir u. a. folgende Beiträge: „E. T. A. Hoffmann und Fouqués Undine" von Hans v. Wolzogen, „E. T. A. Hoffmann und Friedrich Hebbel" von Max Koch, „E. T. A. Hoffmann als Patient" von Otto Hamann, „Ein neuer Roman über E. T. A. Hoffmann in Bamberg" (Heubners „Verhexter Genius", Leipzig, L. Staackmann) von Oskar Krenzer. Im „Literarischen Echo" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1922, Heft 20) begegnen wir Gottfried Fittbogen „Auf der Suche nach E. T. A. Hoffmanns Sohn".

Eine vorzügliche Zusammenstellung „E. T. A. Hoffmanns Persönlichkeit" (Anekdoten, Schwänke und Charakterzüge) von Wilhelm Heinrich Schollenheber (Pseudonym für einen bekannten Hoffmann-Forscher) sei hier nebenbei erwähnt.

Die schwäbischen Romantiker finden ständig Beachtung. Der überaus seltene „Deutsche Dichterwald“ 1813 von Justinus Kerner liegt in einem von Fr. Harzmann besorgten diplomatisch getreuen Neudruck vor. Else Kerner, die Witwe Theobald Kerners, plaudert ihre Erinnerungen aus (nach Tagebuchblättern „Aus meinem Leben“, „Westermanns Monatshefte“, Braunschweig, Georg Westermann, 133. Bd. 1922/23). „Briefe von Gustav Schwab und Wilhelm Waiblinger an Johann Rudolf Wyß d. J.“ teilt Rudolf Ischer im „Euphorion“ (Wien, Carl Fromme 15. Ergänzungsheft 1923) mit. „Gustav Schwab und das Elsaß“ wird von Karl Walter („Oberdeutschland“, Stuttgart, Strecker u. Schröder, 6. Bd. 1922) behandelt. Verschiedene Zeichnungen und Handschriften „Aus Mörikes Welt“ veröffentlicht Otto Güntter im 26. Rechenschaftsbericht des „Schwäb. Schillervereins“ (Marbach-Stuttgart) über das Jahr 1921/22. „Ungedruckte Briefe Mörikes an David Friedrich Strauß“ gibt Karl Walter bekannt im „Literarischen Echo“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1922, Heft 10).

Mit den Schwaben steht der Deutsch-Ungar Lenau in festem Bunde. Und in seinen Umkreis wieder gehört der Freiherr Max von Löwenthal, aus dessen „Tagebuch“ Eduard Castle wertvolle Partien von 1838 bis 1844 in den „Historischen Blättern“ (Wien, Nikola-Verlag, 1. Jahrg., 3. Heft) weiteren Kreisen unterbreitet. Damit betreten wir altösterreichischen Boden. Der Schatten Raimunds steigt auf, den Fritz Stüber-Günther in einem einschmeichelnd wirkungsvollen Roman „Rappelkopf“ verherrlicht. Alfred Möllers mit zeitgenössischen Bildern geschmücktes schönes Büchlein „Ferdinand Raimund“ will eine Ergänzung sein zu Smekals Ausgabe von Raimunds „Lebensdokumenten“ und zum erstenmal ein möglichst vollständiges, abgerundetes Bild von Raimund als Schauspieler darbieten,

sowie schließlich durch Literaturhinweise tiefer in die Kenntnis des Dichters einführen, ohne den Boden der Volkstümlichkeit zu verlassen.

Kulturhistorisch wichtig für jeden Erforscher der donauländischen Romantik sind die Memoiren „Herrn Kyselaks Alpenreise, unternommen im Jahre 1828" und Eduard Bauernfelds „Erinnerungen aus Alt-Wien", herausgegeben von Joseph Bindtner. Der in diesem Band erneuerte Druck des selbstbiographischen Denkmals stellt sich insofern als eine erweiterte Ausgabe desselben dar, besonders für die Besitzer der Hesseschen Bauernfeld-Ausgabe, als Bindtner, auf die zur Grundlage dienenden Erstdrucke zurückgreifend, die vom Dichter wohl nur meist aus äußerlichen Beweggründen ausgeschiedenen, oft sehr erheblichen Bestandteile dem sonst völlig unverändert gebliebenen Text wieder eingefügt hat.

Ein duftiges Idyll aus der österreichischen Biedermeierzeit des Deutsch-Böhmen Karl Egon Eberts Verserzählung „Das Kloster" gelangt in einem Neudruck nach dem Original von 1833 abermals zu Ehren und, was besondere Hervorhebung beansprucht, die Umschlagbilder des Frankfurter Spätromantikers F. Fellner geben ihm erst recht seinen Reiz.

Eberts engerer Landsmann Adalbert Stifter gehört im Vormärz auch noch zur Romantik. Einen Beitrag zur Stifter-Literatur dieses Zeitraums liefert der Artikel „Die Konzerte der Geschwister Milanollo in Aachen" (vgl. die „Zwei Schwestern" in den „Studien"), den das „Echo der Gegenwart" (Aachen Nr. 149 vom 3. August 1923) veröffentlicht. Eine Freundin Adalbert Stifters (Emilie Binzer, die Gattin des Burschenschafter-Dichters) zeichnet Joseph Bindtner im „Wächter" (München, Parcus u. Co., Februar 1923).

Ein anderer Spätromantiker Oskar von Redwitz ist jetzt so gut wie vergessen. Trotzdem im Berichtsjahr sein

gesamtes Lebenswerk „frei geworden" ist, erlebte nur seine „Amaranth" einen Neudruck im Rahmen der „Romantischen Bücherei". Dazu erschien im „Wächter" (München, Parcus u. Co., Juli 1923) ein Gedenkartikel „Oskar von Redwitz, zu seinem hundertsten Geburtstag" von August Gotzes.

Einen bemerkenswerten Beitrag zur Entstehungsgeschichte des „Ekkehard" gibt ein Brief Scheffels an seine Mutter („Gartenlaube", Berlin, A. Scherl, Februar 1923).

Viel reger zeigt sich die Teilnahme an dem Lebenswerk der Droste. Wie ein zeitgenössischer Dichter über sie urteilt, ersehen wir aus dem einfühlsamen Büchlein Wilhelm von Scholzens „Droste-Hülshoff". Der beste Droste-Kenner der Gegenwart, Eduard Arens, windet „Dichtergrüße an Annette von Droste" zu einem artigen Kranz, so daß nicht bloß der rein genießende Leser daran seine Freude haben kann, sondern auch der Literarhistoriker ihm Dank weiß. Im Anhang finden sich Übersetzungsproben. Einleitung und Anmerkungen sind vorzüglich. Der gleiche Forscher äußert sich im „Euphorion" (Wien, Carl Fromme, 24. Bd., 1. Heft 1922) „Zur Datierung einiger Gedichte der Annette von Droste". Friedrich Castelle unterrichtet an der Hand eines reichen Illustrationsmaterials über „Die Grabheimat der Droste" („Die Bergstadt", Breslau, W. G. Korn, Mai 1923) und beschert uns eine gute Auswahl „Dichtungen der Droste" mit sechs sprechenden Holzschnitten des früh dahingeschiedenen Künstlers Augustinus Heumann und einer Handschriftnachbildung. Joseph Richemann schildert „Annette von Droste-Hülshoff in ihren Briefen" („Der Gral", Essen, Fredebeul u. Koenen, August und September 1922). „Droste-Hülshoff als Heidedichterin" untersucht Karl Huber in der „Zeitschrift für Deutschkunde" (Leipzig, B. G. Teubner 1923, Heft 1). Margarete Steinbrecher schreibt im „Literarischen Echo" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt

1922, Heft 18) „Zum Naturempfinden der Droste-Hülshoff“. Gegen die Editionstechnik Joseph Gotthardts polemisiert Eduard Arens in dem Artikel „Unbekannte Dichtungen der Droste?“ („Kölnische Volkszeitung“, Nr. 391 vom 21. Mai 1922), sowie er in dem gleichen Blatt (Nr. 770 vom 8. Oktober 1922) „A. v. Droste in ihren Beziehungen zur Schweiz“ nachprüft.

Zum hundertsten Geburtstag eines adeligen Zeit- und Gesinnungsgenossen, des Grafen Moriz von Strachwitz liefert Max Koch im „Wächter“ (München, Parcus u. Co., Mai 1922) vom Standpunkt des nachempfindenden Literarhistorikers eine umfassende Charakteristik dieses „schlesischen Romantikers“.

Eine verdienstliche Ausgrabung bedeutet der Neudruck der dem westfälischen Schriftsteller J. D. H. Temme zugeschriebenen historisch-romantischen Novelle aus dem 14. Jahrhundert „Der letzte Burggraf von Stromberg“ (1831 erstmals veröffentlicht).

Die rheinische Spätromantik zeigt verschiedene Ausstrahlungen, rein literarische, wie „Heines Jugendfreund Johann Baptist Rousseau“, den nach unbenutzten Quellen Heinrich Schiffers („Deutsche Rundschau, Berlin, Gebr. Paetel, Januar 1922) darstellt, und kulturpolitisch wie „Alfred Reumont“ als Heidelberger Student, den nach ungedruckten Briefen Eduard Arens vorführt („Westmark“, Köln am Rhein, Verlag der Westmark, September 1922). „Die Entstehung der Rheinromantik“ schildert ein ganzes Buch von Heinz Stephan. Es geht von den Grundlagen und Vorstufen der Rheinromantik aus, dem doppelten Schönheitswert der Rheinlandschaft, dem Bild und der Bedeutung des Rheins in der deutschen Literatur bis zur Romantik. Unbegreiflich erscheint mir nur, wieso unter den Reisebeschreibungen die des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg fehlen kann. Einen breiten Raum gönnt der Ver-

fasser dem rheinischen Geistes- und Gesellschaftsleben der Romantik, um dann im einzelnen Entdeckung und Poetisierung der rheinischen Landschaftsschönheit durch die Romantik, Hebung und Verarbeitung der geschichtlichen Rheinlandswerte und den Rhein als Symbol des Deutschtums zu behandeln.

Ende September 1922 sprach Oskar W a l z e l anläßlich der ersten rheinischen Literatur- und Buchwoche in Köln über die deutsche Romantik und das Rheinland. Der Bonner Gelehrte führte dabei folgendes aus:

„Eine rheinische Romantik, die uns heute so geläufig geworden ist, gab es vor dem Jahre 1800 nicht; sie ist erst von Friedrich Schlegel und Brentano geschaffen worden, übrigens zwei Männer, deren Vorfahren nicht am Rhein beheimatet waren. Aber die Art der Landschaft und die Kunstwerke, besonders der Baukunst, weckte in ihnen das romantische Empfinden. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts hat die Romantik vor hundert Jahren eine Erneuerung, eine Wiedergeburt gefunden, die aber durchaus verschieden ist von der Romantik vor zwanzig Jahren, der sogen. Neuromantik. Ricarda Huchs Werk über die Romantik ist der bezeichnendste Ausdruck der Stimmung von damals. Zwischen der Neuromantik von 1900 und unserer Gegenwart liegt eine mächtige geistige Umwälzung, die schon vor dem Weltkrieg einsetzte. Damals schwang noch die materialistische Zeit mit, die z. B. Hofmannsthal und auch Gerhart Hauptmann in ihren romantischen Schöpfungen beeinflußte. Seitdem hat wieder mehr religiöses Gefühl sich geltend gemacht. Wie die Romantiker vor hundert Jahren suchen die Gegenwartsromantiker die Unendlichkeit wieder in Gott und werden zum Katholizismus geführt. Zugleich gewinnt diese spätere katholisch fühlende Romantik auch als Dichtung heute besseres Verständnis als um 1900. Das fällt schwer ins Gewicht für die Rheinromantik der Görres, Brentano und Boisserée. Jetzt versucht freilich Joseph Nadler die Romantik am Rhein von der deutschen zu trennen. Der frühere Einfall der Slawen über die Elbe hat um das Jahr 1000 einen Rückschlag nach sich gezogen, und die Germanen nahmen das Gebiet östlich von der Elbe als Kolonialland in Besitz. Die Kolonialromantik und die Romantik auf ursprünglich deutschem Boden (Rheinromantik) sollen zwei gänzlich verschiedene Dinge sein. Nadler stellt die Tatsachen auf den Kopf, wenn er sagt, daß die Boisserées Schlegel

nicht nötig gehabt hätten. Es heißt das Werden geistiger Bewegungen mißverstehen, wenn derart unterschätzt wird, was F. Schlegel und mit ihm die Frühromantik auf diesem Boden geleistet haben. Förster z. B. hat kein Verständnis für Malerei und Landschaft gehabt. Das ist ja die Tat der Romantik, daß sie nach Jahrhunderten willigen Anschlusses an die klassische Antike deutsches Fühlen und deutsches Gestalten wieder in minder verhüllter Art zu reinerer Durchführung brachte. Deutsche Form erstrebten die deutschen Romantiker, eine Form, die fälschlich für Formlosigkeit gehalten wird, die zugleich nur ganz einseitig als Gotik oder Barock bezeichnet werden kann. Vielmehr weist deutsche Romantik ähnlich wie Goethe, wo er nicht antiken Formgesetzen sich unterordnet, etwas Gedämpftes und gar nicht barockhaft Gesteigertes. Organisch sollte nach seiner und der Romantik Ansicht jedes Kunstwerk bloß der Ausdruck seines inneren Lebens sein. Doch wie der Organismus der Pflanze einzelnen Zweigen und Schößen überwucherndes Gedeihen gewährt, so läßt auch der deutsche Romantiker, zuweilen selbst Goethe, diesem oder jenem Teil seines Werkes (Goethe z. B. im zweiten Teil seines Faust) auf Kosten des Ganzen zuviel Raum. Solches breites Verweilen bei Einzelheiten ist auch alter deutscher Kunst eigen, vor allem dem Maler und dem Kupferstecher Albrecht Dürer. Dieser Zug deutet uns ein Formen, wie es in Tieks Octavian, in Brentanos Rosenkranzromanzen, in seinen Rheinmärchen, in Arnims Halle und Jerusalem, also innerhalb der ganzen Romantik waltet. Beschaulichkeit versenkt sich da liebevoll in das Persönlichste der Erscheinung, ganz unbarockhaft und ungotisch. Es ist eine Beschaulichkeit, wie sie auch deutscher Mystik eigen, eine Beschaulichkeit, die auch uns not tut, um uns zu bewahren vor der Veräußerlichung, die heute dem eiligen Betrieb des Tages anhaftet."

Zwei gelehrten Spätromantikern im deutschen Süden endlich sind liebevolle Würdigungen zuteil geworden; möchten sie zum mittelbaren Beweis dafür dienen, daß an der Blauen Blume die Altstämme den gleichen Anteil besitzen wie die Neustämme. Max Koch feiert im „Wächter" (München, Parcus u. Co., Januar 1923) „Andreas Schmeller, den Schöpfer des bayerischen Wörterbuchs, den Dichter und Pädagogen", Theodor Matthias in der „Zeitschrift für Deutschkunde" (Leipzig, B. G. Teubner 1923, Heft 2) das „Gedächtnis W. H. v. Riehls"; dazu die Gedenk-

aufsätze von Sigmund Stang („Stimmen der Zeit,“ Freiburg im Breisgau, Herder u. Co., 53. Bd., 8. Heft 1923) und Ernst Hartwig („Kunstwart“, Georg D. W. Callwey, Mai 1923). Daß aber selbst Revolutionspoeten wie Georg Büchner Beziehungen zur Romantik hatten, mag auf den ersten Blick wundernehmen. Es ist dennoch so. Heinz Lipmann macht in seiner scharfsinnigen Abhandlung „Georg Büchner und die Romantik“ eine Probe auf das Exempel.

* * *

Der Überfülle der romantischen Literatur auf poetischem Gebiet steht keine solche auf dem der bildenden Künste und der Musik gegenüber. Immerhin gestaltet sich die Ernte auch hier ertragreich. Eine der gehaltvollsten Neuerscheinungen in dieser Hinsicht eröffne den Reigen: Paul Ferdinand Schmidts monumentales Werk „Philipp Otto Runge, sein Leben und sein Werk.“ Das Buch bildet ein erlesenes Teilstück der Sammlung „Deutsche Meister“ und macht den Leser zunächst mit Runges Wesen und Leben vertraut. Seine Zeitgenossen, die Strömungen des Realismus und Klassizismus, der Einfluß Tiecks und Böhmes treten wirksam in Erscheinung. Seine Kunstanschauung, seine Farbentheorie, seine Nachwirkung auf die Romantik — alles wird sorgsam erörtert. Dankenswert sind außer den reichen herrlichen Bildertafeln auch die Proben aus Runges Dichtungen. Zur Ergänzung dieses Werkes sei auf den Beitrag im „Hochland“ (Kempten, J. Kösel, September 1922) von Eduard Firmenich-Richartz „Ph. O. Runge, ein Maler der Frühromantik“ hingewiesen.

Unentbehrlich für den romantischen Forscher scheint mir Paul Kaufmanns Sammler- und Erinnerungsbuch „Auf den Pfaden nazarenischer und romantischer Kunst: Was meine Bilder erzählen“. Der bekannte Sohn des großen Bonner Oberbürgermeisters verfügt über eine einzigartige Schatz-

kammer bildnerischer Originale. Schwind, Achenbach, Rethel, Overbeck, Schadow, Pforr, Veit, Schnorr, Führich, Steinle und viele andere Meister sind in ihr vertreten. Und was der Besitzer von ihnen zu erzählen weiß, bedeutet eine kleine romantische Kunstgeschichte für sich. — „Beiträge zur Biographie des Malers Overbeck" (Zeichnungen und Briefe) liefert Prinz Georg, Herzog zu Sachsen, im „Wächter" (München, Parcus u. Co., August 1922).

Von einem weniger bekannten Spätromantiker berichtet Ansgar Pöllmann „Aus Gabriel Wügers romantischer Zeit" in der „Benediktinischen Monatsschrift" (Kunstverlag Beuron 1923, Nr. 1/2). Den vielleicht bedeutendsten Kleinmaler der deutschen Landschaft um 1850, den Oberösterreicher „Hans Hueber" bringt ein Bändchen der „Romantischen Bücherei" von Otto Hamann in Wort und Bild zur Geltung. Seine Tätigkeit als Maler entwickelt der ausführliche Anhang von Johannes Mayerhofer, worin es u. a. heißt: „Durch die Gebundenheit seiner Lehrstellungen auf das kleine Format der Miniatur gewiesen, das ihm die Möglichkeit bot, in seinen Freistunden ein im Umfang nur so kleines Kunstwerk in einem Zuge fertig zu malen, drängte es ihn doch oft noch, sein Können im großen Format zu zeigen. Diese großen Bilder blieben bedauerlicherweise meist unvollendet, da der Künstler, von seiner Lehrtätigkeit in Anspruch genommen, dem Anscheine nach nie die Zeit fand, sie ganz auszuführen. Daß er auch im großen Format Gemälde hätte schaffen können, die gleichwertig seinen meisterlichen Miniaturen sein würden, beweisen einzelne Gemälde, bei denen er Zeit fand, die Anlage teilweise weiter auszuführen."

Leopold Zahn legt ein glänzendes, zum Teil mit großen mehrfarbigen Bildertafeln geschmücktes Werk „Moritz von Schwind" auf den Büchertisch. Es zeigt ihn, wie er aus der Spätromantik erwachsen, seine Jugendjahre in Wien verbringt und den Genius loci dieser Stadt ganz in sich auf-

nimmt, genau so wie den Münchens, die früheste Station seiner Lehr- und Wanderjahre. Von hier begleitet es den Meister bis zum Tod, der Schwind im 66. Lebensjahr ereilte. Einem andern Spätromantiker Otto Dörr gilt der illustrierte Aufsatz Fritz von Schonnebecks in der „Bergstadt" (Breslau, W. G. Korn, März 1923). „Ludwig Richter als Radierer" wird von Hermann Preindl im „Hochland" (Kempten, J. Kösel, Juni 1922) betrachtet, „Franz Graf Pocci" von Hans Benzmann im „Wächter" (München, Parcus u. Co., Juli 1922) gewürdigt, „Jugendbriefe Schwanthalers" teilt O. Sepp in den „Historisch-politischen Blättern" (München, Theodor Riedel, 170. Bd. Heft 4 u. 5) mit. „Joseph Christoph Erhard", einen vergessenen Romantiker, lernen wir durch Marcel Dornier, Luzian Reich, dessen wahlverwandten Zeitgenossen, „Aus den Lehr- und Wanderjahren eines alten Schwarzwaldmalers" durch Paul Revellir in der Monatsschrift „Oberdeutschland" (Stuttgart, Strecker und Schroeder, 5. u. 6. Bd. 1922) kennen.

Joseph Pontens „Studien über Alfred Rethel" wählen hauptsächlich die Karlsfresken, den Hannibalzug und den Totentanz zum Gegenstand der Untersuchung und geben in einer Überschau zugleich den Versuch einer Wertung. Die beigegebenen Bildtafeln sind tadellos ausgeführt.

Die volkstümlichen Zeichner der deutschen Romantik vereinigt Oskar Lang in seinem wunderschönen Sammelwerk „Die romantische Illustration". Über 180 Abbildungen von Neureuther, Richter, Pocci, Schwind, Speckter u. a. verleihen dem Ganzen sein eigenartiges Gepräge. Daß Führich kein eigenes Kapitel erhalten hat, tut einem allerdings leid. Wenn Lang versuchte, die volkstümlichen Zeichner der Romantik, soweit sie dem heutigen Deutschen Reich geläufig sind, zum erstenmal in einem einheitlichen Werk zusammenzufassen, so geschah es doch nicht im Sinne einer kunstwissenschaftlich erschöpfenden Darstellung, die alles, auch das Minderwertige

zu berücksichtigen hätte, sofern es nur einmal Epoche machte, sondern einzig und allein in der Absicht, den lebendigen Kern herauszuschälen, der für uns Heutige noch von Bedeutung und fruchtbar sein kann.

Auf dem Gebiet der musikalischen Romantik lenken dies Jahr vor allem Weber, Schumann und Cornelius ihre Blicke auf uns. „Weber“ von Julius Kapp gibt ein umfassendes Bild vom Leben und Schaffen des Begründers der romantischen Oper. Noch heute gilt Wagners Zuruf an Webers Gruft: „Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als du! Lieben kann dich nur der Deutsche; du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen!“ Kapp fußt in der Hauptsache auf zwei größeren Quellenwerken (von Max Maria v. Weber und Jähns), hat aber auch die übrige Literatur sorgfältig herangezogen und selbständig verarbeitet, so daß man sagen darf: der alte Karl Maria von Weber erstrahlt hier in neuem Lichte.

Von den unablässigen Bemühungen Armin Knabs im „Wächter“ um die Wiedergeburt des deutschen Volkslieds, der deutschen Lauten- und Hausmusik abgesehen, verdient im abgelaufenen Jahrgang (München, Parcus u. Co., 1922, 10. Heft) Willi Kahls Studie über Schuberts „Kreuzzug“ als ein Dokument der Romantik eigens genannt zu werden.

„Schumanns Briefe“, in der vorzüglichen Auswahl des uns allzufrüh entrissenen Karl Storck erleben eine zweite Auflage und werben um weitere Freunde. Von diesen Briefen sagt Karl Möhlig:

„Die Bilder, welche uns einzelne Briefe entrollen, so Rheinreise, Heidelberg, Schweiz und Italien, sind von romantischem Zauber übergossen, erinnern lebhaft an die Bilder Richters, seines Landsmannes. Eine Fülle von Personen, mit und ohne großen Namen, bewegen sich leibhaftig vor unseren Augen, gesehen durch Schumanns große Seele. Sein Briefwechsel mit seiner Braut und späteren Frau Klara Wieck ist geradezu ein feinfühliger Roman in Briefform. Storcks Zusammenstellung des Buches ist meisterhaft. Dazu geht den einzelnen

Abschnitten eine Einführung voraus, die tiefgründige Gedanken mit leichtverständlicher Form verbindet. Fürwahr! Es ist zu verstehen, daß die Neuauflage unverändert gegenüber der vorangehenden bleiben konnte. Storcks Gedanken überdauern eben die Zeit."

Über Robert Schumann schreibt auch Paul Bekker im „Kunstwart" (München, Georg D. W. Callwey, April 1923):

„Der Dichtermusiker Peter Cornelius" von Max Hasse hat seinen Schlußband erhalten. Dieser umfaßt den „Barbier von Bagdad" und den „Cid", das Verhältnis Cornelius' zu Wagner, die Hebbel-Lieder, Gunlöd, die Chorlyrik usw. und behandelt den Ausklang des reichen Lebens. Sein Menschen- und Künstlerbund wird liebevoll erfaßt. Der Anhang gibt ausführliche Literaturangaben und andere Behelfe, auch das spätere Schicksal der musikdramatischen Werke wird beleuchtet.

„Die Romantiker der deutschen Musik" charakterisiert Walther Nohl. Sehr gut hebt er schon in der Einleitung den innigen Zusammenhang mit der literarischen Bewegung hervor. Schubert, Weber, Mendelssohn-Bartholdy, Schumann, Marschner, Lortzing, Liszt, Wagner, Brahms ziehen an uns vorüber, jeder für sich, jeder eine ganze, geschlossene, sicher gezeichnete Persönlichkeit.

* * *

Der politischen und religiösen Seite der Romantik kommen wir augenblicklich immer näher. Die Not der Zeit vor 1813 und nach 1918 ähnelt sich sehr. Das nationale und das christliche Element verdrängt selbst in unsern Sympathien immer mehr das ursprünglich libertinistisch-subjektiv-revolutionäre. „Unbekanntes von Friedrich Perthes", dem großen romantischen Patrioten, gräbt Kurt von Oerthel im „Literarischen Echo" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1922, Heft 24) aus.

Nicht minder zeitgemäß sind die „Prinzenbriefe aus den Freiheitskriegen" (1813 bis 1815), ent-



haltend den Briefwechsel des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.) und des Prinzen Wilhelm (I.) von Preußen mit dem Prinzen Friedrich von Oranien. Der Herausgeber Hermann Granier rühmt ihm nach: Die Briefe der drei Prinzen zeigen ausgeprägten soldatischen Sinn und jugendlich feurigen Kriegsmut, verbunden mit energischer Widerstandsfähigkeit gegen die, auch Prinzen nicht ersparten, Kriegsstrapazen; dabei wahre Bescheidenheit und wohltuende Höflichkeit der Form und des Herzens. Dem enthusiastischen Überschwange, dem fast ungezügelten Schwelgen in Gefühlsausbrüchen Friedrich Wilhelms (IV.) gegenüber erscheint Prinz Wilhelm, der nachmalige Deutsche Kaiser, wenn auch durchaus nicht nüchtern, doch erheblich ruhiger und sachlicher, wie es für das ganze Leben dieser beiden Preußenkönige geblieben ist; der Oranier weiß sich in seinen Briefen der Wesensart der beiden Vettern anzupassen.

„Eine Denkschrift Gottlieb Theodor von Hippels zur Polenfrage 1819", die sofort nach den Freiheitskriegen entbrannte, teilt Manfred Laubert in den „Schlesischen Geschichtsblättern" (Breslau, Verein für Geschichte Schlesiens 1922, Nr. 2/3) mit.

Schon als Materialsammlung sehr ergiebig ist: das Lebensbild des hamburgischen Diplomaten aus der Romantikerzeit „Karl Sieveking" (1787 bis 1847) von Heinrich Sieveking, aber auch als fesselndes Lesebuch von hohem Wert. Hamburg durfte im 18. Jahrhundert als ein Hauptsitz der Aufklärung gelten, die in dem Hause Reimarus besonders gepflegt wurde. Gegen ihre Einseitigkeit wandte sich Karl Sieveking, der Enkel des Dr. Reimarus, als er 1806 auf Deutschlands Universitäten mit den romantischen Kreisen in nähere Berührung trat, und brachte dies in den an seine Mutter, Hannchen geb. Reimarus, die Gattin des früh verstorbenen Kaufmanns Georg Heinrich Sieveking, gerichteten Briefen zum Ausdruck. Das erste Kapitel des vorliegenden Buches schildert die Aufklärung in

Hamburg, besonders die Stellung des Verfassers der Apologie, Hermann Samuel Reimarus, und den Klopstockschen Einfluß auf die Geselligkeit. Im zweiten folgen die Briefe Karl Sievekings aus seiner Universitätszeit in Heidelberg, Göttingen und Paris, wo er durch Gries und Rumohr mit romantischer Kunst, durch die Brüder v. Gerlach mit romantischer Politik, durch Neander mit der religiösen Erneuerung der Romantik in Verbindung trat. Das dritte Kapitel behandelt die Versuche Sievekings, sich unter der Franzosenherrschaft eine selbständige Stellung zu gründen. Durch Reinhard wurde er in Kassel in die westfälische Diplomatie eingeführt. Diese Zeit diente ihm zur Vorbereitung seiner akademischen Tätigkeit, die er 1812 in Göttingen mit einer Schrift über die Platonische Akademie in Florenz und Vorlesungen über die Florentinische Geschichte begann. Nicht in der Kunst, sondern in der Wissenschaft sollte ihm die romantische Bewegung fruchtbar werden. Wie Savigny die Rechtsgeschichte, Neander die Kirchengeschichte, Rumohr die Kunstgeschichte begründeten, finden sich hier Ansätze zu einer neben den politischen und kulturellen Taten besonders die wirtschaftlichen Grundlagen würdigenden Geschichtsauffassung. Ein zweiter Teil, der Sievekings Teilnahme an den Befreiungskriegen schildern soll, ist in Vorbereitung, ein dritter würde seine Tätigkeit als Syndikus umfassen.

Auch aus dem Norden kam Adam Müller. Und in ihm erklomm die romantische Politik einen stolzen, weithinragenden Gipfel. Wien war damals Mittelpunkt aller öffentlichen Weisheit. Man lese nur Friedrich Engel-Jánosis Aufsatz „Die Staatsauffassung der österreichischen Romantik" („Österreichische Rundschau", München, Drei-Masken-Verlag, Februar 1923), um dies zu begreifen. Oder noch besser, man studiere Adam Müllers „Ausgewählte Abhandlungen", die Jakob Baxa auf Grund archivalischer Forschungen aufmerksam kommentiert herausgegeben hat. Ein Führerwort ist das Geleitwort Othmar Spanns, des heute

wohl bedeutendsten Nationalökonomen in Österreich, der in Baxa einen ausnehmend fähigen Geisteserben gewonnen hat:

„Adam Müller konnte keine Schüler um sich versammeln, die seine Begriffe ausgebildet, die sie zu einem strengen, klar gefügten Gebäude verbunden, die seine Arbeit fortgeführt hätten. Das gilt es nun nachzuholen. Wer aus dem Irrweg der geschichtlichen Schule, selbst aus einer noch immer einseitig individualistischen Grenznutzen-Einstellung und gar aus der unfruchtbaren Buchhalterschule, die sich ‚Realismus', ‚Richtung auf die Praxis' u. ä. nennt, herauskommen will, der strebe nach der Jüngerschaft Adam Müllers. Adam Müller wird dem neuen Geschlecht ein getreuer Eckart sein."

Ebenfalls von Othmar Spann rührt der Artikel „Die Romantik in der Staatswissenschaft, besonders in ihrem Verhältnis zum Marxismus betrachtet" her. (Vgl. „Der Wächter", München, Parcus u. Co., November 1922.)

Verwandte Strömungen und Strebungen greifen auf: Ewald Reinhard, „Der Züricher Kreis der Hallerfreunde" („Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft", München, Herder u. Co., Bd. 42 Heft 1), und Derselbe, „Haller und seine Beziehungen zu Göttingen" („Historisch-politische Blätter", München, Theodor Riedel 1922, 169. Bd. 6. Heft). Neues Licht auf den Wiener Hofbauer-Kreis wirft Johannes Hofer in dem Beitrag „Adam Müller und Metternich" („Hochland", Kempten, J. Kösel, September 1922).

Von allgemeinen Gesichtspunkten aus hat der Wiener Gelehrte Jakob Baxa eine hoffentlich epochemachende „Einführung in die romantische Staatswissenschaft" geschrieben. Er geht von Fichte, Fr. Schlegel, Görres, Schelling und Burke aus, behandelt alsdann ausführlich Fr. Schlegels romantische Fragmente, den Umschwung in den Ansichten bei Görres um 1800, die Wirtschaftslehre Fichtes, Fr. Schlegels Philosophische Vorlesungen, das Volkstum bei Fichte, Kleist und Görres, A. Müllers Elemente der Staatskunst, seine Vorlesungen über Friedrich II. — Dabei erhebt sich die Frage:

In welchem Verhältnis stehen sie zu den Überzeugungen des jungen Arndt? — Müllers Versuche einer neuen Theorie des Geldes, Görres' Staatsideal im Rheinischen Merkur, und wendet sich schließlich der Spätromantik zu. Fichtes Theokratie, A. Müllers Theologische Grundlage und Kritik des Kapitalismus, Gentz und Haller, Schlegels Philosophie des Lebens, Baaders Sozietätsphilosophie, Brentanos religiös-soziale Schriften, Tieck und die Revolution und Eichendorffs publizistische Tätigkeit bezeichnen den Inhalt dieses Hauptstücks des lesenswerten Werkes. Mit hohem Genuß beginnt man seine Lektüre, mit reichem Gewinn legt man es aus der Hand. Man kann nur den einzigen Wunsch haben: Baxas Einführung möchten sich alle Gebildeten zu ihrem Geisteseigentum machen!

Wenig bekannt dürfte die Vorliebe Bismarcks für romantische Dichter sein. 1889 besuchte Frau von Spitzemberg den greisen Altreichskanzler im Sachsenwald, wie Erich Marcks in den „Bismarck-Gesprächen der Spätzeit" (vgl. „Velhagen und Klasings Monatshefte", Bielefeld, Velhagen u. Klasing, April 1923) bekanntgibt. „Er läßt sie den Chamisso holen, nennt ihr Gedicht, Strophe und Zeile: Da stehe, was er sei: ich, der Zeit ohnmächtiger Sohn. Die romantischen Lyriker liest und zitiert er gern: Uhland, Chamisso, Eichendorff, und freut sich, wenn das bei ihr anklingt." Bismarck als Romantiker hat freilich noch niemand untersucht.

* * *

Romantik, Medizin, Religion! Selbst diese Elemente stehen miteinander in Wechselwirkung. Paul Diepgens Rektoratsrede „Deutsche Medizin vor hundert Jahren" bezeichnet sich im Untertitel als Beitrag zur Geschichte der Romantik; sie wird noch weiter auszubauen sein. Otto Hamann bespricht „Romantische Ärzte und Mystiker" im „Wächter" (München, Parcus u. Co., Juli 1922). Erich Wasmann wirft

einen Blick auf: „Hundert Jahre deutscher Naturforscher-Versammlungen“ (gelegentlich der mir nicht zugänglich gewesenen gleichnamigen Gedächtnisschrift) und berührt so vielfach romantisches Erdreich („Stimmen der Zeit“, Freiburg im Breisgau, Herder u. Co., Dezember 1922).

In philosophische Bezirke geleitet die lehrreiche Schrift von Philipp Lersch „Der Traum in der deutschen Romantik“. Gering ist die Ausbeute an Studien über romantische Philosophen. „Die Weltanschauung G. Th. Fechners“ gibt Heinrich Adolph Veranlassung, dem religiösen Abschluß seiner Lehre nachzuspüren. Der starke Persönlichkeitsgehalt dieses Charakters macht ihn fähig, nicht bloß Denker und Lehrer, sondern auch Apostel und Erzieher zu sein. Aus Leben und Lebenswerk leitet der Verfasser Fechners Vielseitigkeit in solchem Sinne ab. Zum protestantisch-selbständigen Fechner bildet der katholisch-eigenwüchsige Lassaulx gewissermaßen ein Seitenstück. Käthe von Lassaulx gräbt romantisches Neuland an, indem sie „(Historisch-politische Blätter“, München, Theodor Riedel, 1923, 171. Bd. 4. u. 5. Heft) „Geistesgeschichtliche Voraussetzungen der E. v. Lassaulxschen Geschichtsphilosophie“ aufdeckt.

„Aus Briefen des Kardinals v. Diepenbrock“ vermittelt uns Hermann von Ham im „Pastor bonus“ (Trier, Paulinus-Druckerei, 34. Jahrg. 1921/22) eine Fülle neuer Tatsachen und Kenntnisse. „Die Münchener ‚Romantik‘“ sucht Philipp Funk im „Hochland“, (Kempten, J. Kösel, August 1922) einem weiteren Leserkreis mundgerecht zu machen, während im „Jahrbuch des Verbandes der katholischen Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung 1922“ (Augsburg, Haas u. Grabherr) unser berühmtester Causeur Hermann Bahr über „Katholischen Glauben und Romantik“ plaudert. Nicht widerspruchslos, doch stets angeregt nimmt man das Buch des Franzosen A. Viatte hin,

der unter der Überschrift „Les Interprétations du Catholicisme chez les Romantiques“ zwar eigentlich bloß auf die französische Romantik Bezug nimmt, aber auch von „L'Influence Germanique“ zu berichten weiß.

„Romantik und Gegenwart“ stellt Joseph Froberger in der „Kölnischen Volkszeitung“ Nr. 457 vom 14. Juni 1922 einander gegenüber und zitiert hiebei Benz:

„Schon seit mehreren Jahren führt Benz den schärfsten Kampf gegen die Renaissance und die von ihr abhängige Literatur und tritt mit Nachdruck für deutsche Art und Kunst ein. In programmatischer Form hat er dies schon getan in seiner Schrift ‚Die Renaissance das Verhängnis der deutschen Kultur‘ (Jena 1915, Eugen Diederichs), die seine Blätter für deutsche Art und Kunst einleitete. Von dem in dieser Schrift zur Geltung kommenden Standpunkte geht er aus, wenn er den Begriff der Romantik bestimmen will, denn in der romantischen Bewegung erblickt er die Verbindung mit der deutschen Kunst des Mittelalters, sie ist für ihn nicht ‚das Kranke‘, wie Goethe sagte, sondern im Gegenteil das Gesunde. Er sagt: ‚Man trägt nichts zur Klärung dieser Frage bei, wenn man, die offenbare Ungerechtigkeit deutscher Klassizisten vermeidend, Klassik und Romantik zu zwei gleichberechtigten Prinzipien macht, die in aller Geschichte, womöglich wie das Weibliche und Männliche, oder als das Apollinische und Dionysische, nebeneinander, sich suchend und fliehend, entzweiend und versöhnend, hergehen, und in ihrem Verein erst die höchste Gestaltung verbürgen sollen — es hilft nichts: auf deutschem Boden ist das Klassische, das Kranke, das Widernatürliche, Sinnlose, das ohne fremden Zwang, von selbst, hier nie erwachsen wäre. Schon deshalb ist das Romantische gegen das Klassische im Recht, auch wenn es sich als Romantik, ja selbst als Gotik, nur verkümmert, von ungünstigen Bedingungen gedrückt und fast erstickt, nie rein und frei entfalten und behaupten konnte. Daß beim Sieg des Klassischen in der sogenannten deutschen Bildung dem Romantischen die Rolle des Kranken zugeteilt wurde, darf unseren Blick nicht dafür trüben, nicht nur: wo unsere Sympathie, sondern: wo unsere Gesundheit allein zu suchen sein kann.‘ Von Gesundheit zeugt es, daß die Romantik den Weg zu den lebendigen Quellen der deutschen Vorzeit zurückgefunden hat; das ist ihr erster Ewigkeitswert. So schreibt er: ‚Die Werte des Mittelalters und der deutschen Vorzeit lebendig und anschaubar zu machen, erscheint uns heute nicht mehr als Romantik, sondern als selbst-

verständliche und dauernde Pflicht geistiger Selbstbestimmung. Hier liegt der eine Ewigkeitswert der Romantik, soweit von Ewigkeit in der begrenzten Völker- und Menschheitsgeschichte gesprochen werden kann: daß sie das Volkslied, das Märchen, den gotischen Dom, die altdeutsche Malerei, die altdeutsche Dichtung wieder sah, die drei Jahrhunderte lang den Menschen verhüllt und verborgen waren. Daß sie sie sah und wie sie sie sah, ist uns tief verwandt und ganz nahe: Wackenroders erste Blicke in die altdeutsche Kunst ergreifen uns noch heute mit unverminderter Gewalt; das Wunderhorn, die Grimmschen Märchen, Tiecks Minnelieder, Hagens Nibelungen und all die anderen Schätze, die man in wenig Jahren aus dem Dunkel hervorzog, sind uns unverlierbar.' Eine noch weit größere Wichtigkeit besitzt nach Benz ein anderes Element der Romantik, nämlich die Verbindung der Poesie mit wesentlichem Lebensinhalt, die Dichtung als Offenbarung höchster Gedanken, als Deutung der Welt. Nach ihm ist der zweite Ewigkeitswert der Romantik die Theorie des Mythus. Hier liegt auch nach ihm der wirkliche Gegenwartswert der Romantik, denn alles Sehnen unserer Zeit geht nach der Erfüllung der Literatur mit geistigem Inhalt. Benz hat damit vollständig recht, wenn er es ausspricht, daß die literarische Bewegung der Gegenwart von der Glätte und stilistischen Lüge der Renaissance und von der rohen Wirklichkeitsspiegelung des Naturalismus sich abwenden muß, um dafür wieder im Anschluß an die Romantik den Ausdruck des Geistigen zu suchen. Treffend bemerkt er aber auch, daß der Expressionismus, der eine Theorie des Ausdrucks als eine Art neuer Weltanschauung verkündigte, daran scheitern mußte, daß er keinen bestimmten geistigen Inhalt besaß und sich als Gebärde gab, die sich auf primitive Formen beschränkte und zur Aussprache eines verschwommenen gedankenbaren Lebensgefühls den ‚Schrei' als letztes Ausdrucksprinzip anpries. ‚Das bloße Ausdrucks-Streben des Expressionismus hat längst begriffen, daß es ohne einen bestimmten Inhalt der Spielerei und Mode verfallen und schließlich von einer neuen, bloß ästhetischen, Spielerei und Mode hinweggefegt werden wird.' Wohl war der Expressionismus in seinen Anfängen sich dieses Zieles bewußt, wohl strebte er nach Ausdruck geistigen Inhaltes, die neue Bewegung wollte eine Forderung des Geistes sein, wie ich schon vor drei Jahren in einem Aufsatze ‚Vom Wesen des Expressionismus' (KV Nr. 272, 6. April 1919) dargelegt habe. Die Bewegung hat aber deswegen ihr Ziel nicht erreicht, weil es an der wesentlichsten Grundbedingung fehlte, weil die literarischen Träger der Bewegung über keinen geistigen Inhalt verfügten, der ihren Dichtungen inneren Wert zu geben vermochte, weshalb die ganze in ihrem Kern berechtigte

Richtung in leerer Ausdrucksform stecken blieb. Es liegt eine zu schmerzlichen Zeitbetrachtungen auffordernde Tragik im raschen Niedergang der expressionistischen Bewegung, eine Tragik, deren ganze Tragweite dann erst recht erkannt wird, wenn man sie in die notwendigen Beziehungen zu unserem gesamten Kulturzustande bringt. Es scheint fast, als ob unsere Zeit zur Unfruchtbarkeit verurteilt ist und die krampfhaften Bemühungen, auf geistigem Gebiete Neues zu schaffen, über zuerst fieberhaft einsetzende und bald in Ohnmacht zusammenstürzende Anläufe nicht hinauskommen. Benz glaubt zwar, daß wir im Werke des Dichters Alfred Mombert eine Hoffnung auf eine neue Poesie geistigen Gehaltes erblicken können, aber die Zahl jener, die diese Begeisterung teilen, dürfte kaum groß sein. Weit eher noch lebt in Weismantels ehrlichem Ringen mit der Ausdrucksform zur Wiedergabe stürzender seelischer Kräfte etwas von jener echten Romantik, wie sie Benz vorschwebt. Es ist immerhin ein Gewinn, daß sich ein so großer Wandel in den literarischen Anschauungen vollzogen hat und einer neuen geistigen Bewegung die Wege erschlossen wurden. Woran es fehlt, sind die großen, innerlich in sich geschlossenen Persönlichkeiten, die zu hinreißenden Wortführern der neuen Geistigkeit werden müßten. Auf diese Persönlichkeiten wartet die an geistigen Dingen teilnehmende Welt seit vielen Jahren. Falsche Propheten sind genug an uns vorübergezogen, sie alle täuschten eine Botschaft vor, aber was sie brachten, war nur Flitter und Schein oder gar seelenmörderisches Gift. — Ob unsere kranke, an der Dinge Sinnlichkeit und Schwere festgeschmiedete Zeit noch große und freie geistige Wortführer hervorzubringen vermag, ob man, wenn sie kommen, sie noch verstehen wird? Seit über dreißig Jahren ersehnt man eine neue Romantik, die in reiner Luft wieder hochstrebende Dome baut. Wie viel jugendliche Sehnsucht ist in den letzten Jahrzehnten unerfüllt geblieben! Und doch verlernt die Jugend das Sehnen und Hoffen nie. Weil die wahre Romantik im Grunde ewige Jugend ist, weil vor ihr sich trotz allem Leid immer aufs neue blauer Himmel in unendliche Fernen weitet, so gehört ihr schließlich doch die Zukunft."

◆

Adolph, Heinrich, Die Weltanschauung Gustav Theodor Fechners. Mit einem Bildnis. Stuttgart, Strecker u. Schroeder 8° (XI u. 172 S.).

Arens, Eduard, Dichtergrüße an A. v. Droste. Zum Kranze gewunden von Eduard Arens. (Eine Sammlung von Zeit- u. Lebensbildern, 32. Bd.) München-Gladbach, Volksvereins-Verlag 8° (79 S.).

Bauernfeld, Eduard, Erinnerungen aus Alt-Wien. Mit 28 Bildern. Herausgegeben von Joseph Bindtner. Wiener Drucke. Wien, E. P. Tal u. Co. 8° (XX u. 551 S.).

Baxa, Jakob, Einführung in die romantische Staatswissenschaft. Mit 13 Bildnissen. Jena, Gustav Fischer. Groß 8° (183 S.).

Brentano, Christian, Der unglückliche Franzose oder der deutschen Freiheit Himmelfahrt. Ein Schattenspiel mit Bildern. Herausgegeben von Herbert Levin. (Romantische Bücherei 27./28. Bd.) München, Parcus u. Co. 8° (82 S.).

Brentano, Klemens, Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Mit Bildern von E. v. Steinle. (Romantische Bücherei 22./23. Bd.) München, Parcus u. Co. 8° (70 S.).

Brentano, Klemens, Gedichte, ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Wilhelm Schellberg. München-Gladbach, Volksvereins-Verlag 8° (300 S.).

Daffis, Hans, Inventar der Grimm-Schränke in der Preuß. Staatsbibliothek (Mitteilungen aus der Preuß. Staatsbibliothek. Herausgegeben von der Generalverwaltung). Leipzig, Karl W. Hiersemann. Groß 8° (119 S.).

Diepgen, Paul, Deutsche Medizin vor hundert Jahren. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Rede gehalten bei der Jahresfeier der Freiburger Wissenschaftlichen Gesellschaft. Freiburg im Breisgau, Speyer u. Kaerner 8° (56 S.).

Droste, Dichtungen. Eine Auswahl von Friedrich Castella. 2. Aufl. München-Gladbach, Volksvereins-Verlag 8° (288 S.).

Ebert, Karl Egon, Das Kloster. Idyllische Erzählung in fünf Gesängen. (Romantische Bücherei 33./34. Bd.). München, Parcus u. Co. 8° (184 S.).

Egloffstein, Hermann Freiherr von, Alt-Weimars-Abend. Briefe und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse der Gräfinnen Egloffstein. München, O. Beck 8° (VII u. 624 S.).

Eichendorff, Werke in sechs Teilen (drei Bänden). Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von R. H. Wegener. Leipzig, Hesse u. Becker 8° (560, 240, 368, 444, 284, 248 S.).

Eichendorff, Joseph Freiherr von, Aus dem Leben eines Taugenichts. Herausgegeben von Hermann Jantzen (Deutsche Schul-. ausgaben, Bd. 193). Bielefeld, Velhagen u. Klasing 8° (XI u. 111 S.).

Eichendorff, Joseph Freiherr von, Die Freier. Lustspiel. (Romantische Bücherei 24. Bd.). München, Parcus u. Co. 8° (78 S.).

Eichendorff, Joseph Freiherr von, O Täler weit, o Höhen! Gedichte und Lieder. Herausgegeben von Karl Freiherrn von Eichendorff. Mit 26 Federzeichnungen von Max Teschemacher. Kempten, J. Kösel 8° (132 S.).

Eichendorff, Joseph Freiherr von, Aus dem Leben eines Taugenichts. Mit Zeichnungen von C. Eytel. Hartenstein im Erzgebirge, Erich Matthes 16° (228 S.).

Enzinger, Moriz, Das deutsche Schicksalsdrama. Innsbruck, Tyrolia 8° (48 S.).

Fouqué, Friedrich de la Motte, Sintram und seine Gefährten. Eine nordische Erzählung. Mit einer Einführung von Otto Demuth. Mit Bildschmuck von A. Kunst. (Bücher der Deutschen, herausgegeben von A. Bernt u. A. Weps, 31. Bd.) Reichenberg, Gebr. Stiepel 8° (160 S.).

Frensdorff, F., Die Heimat Carolinens. Hildesheim, August Lax 8° (72 S.).

Hamann, Otto, Hans Hueber, Ein Kleinmaler der Spätromantik. (Romantische Bücherei, Bd. 25/26.) München, Parcus u. Co. 8° (58 S.).

Hesse, Max, Der Dichtermusiker Peter Cornelius. 2. Bd. Mit einem Titelbild und 6 Abbildungen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 8° (196 S.).

Heyden, Franz, Volksmärchen und Volksmärchenerzähler. Zur literarischen Gestaltung des deutschen Volksmärchens (Unser Volkstum. Eine Sammlung von Schriften zum Verständnis deutscher Volkheit, herausgegeben von Wilhelm Stapel). Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt 8° (86 S.).

Hofer, Johannes, Der heilige Klemens Maria Hofbauer. Ein Lebensbild. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. 8° (XIX u. 457 S.).

Hoffmanns Erzählungen. Die Vorlagen zur Oper Offenbachs. Eingeleitet von Max Mell. Mit Bildern von F. A. de Lemud und Trude Goldberg. Wien, Donau-Verlag. Klein 8° (153 S.).

Hugle, Richard Friedrich, Zur Bühnentechnik Adolf Müllners. Inaugural-Dissertation. Leipzig, August Pries 8° (32 S.).

Jakubczyk, Karl, Eichendorffs Weltbild (Bücher der Wiedergeburt. Herausgeber: E. Laslowski, J. Wittig, R. Jokiel). Habelschwerdt, Frankes Buchhandlung J. Wolf. Klein 8° (120 S.).

Kapp, Julius, Weber (Klassiker der Kunst). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 8° (294 S.).

Kaufmann, Paul, Auf den Pfaden nazarenischer und romantischer Kunst: Was meine Bilder erzählen. Berlin, Georg Stilke 8° (96 S.).

Kayser, Karl Philipp, Aus gärender Zeit. Tagebuchblätter aus den Jahren 1793 bis 1827, mit 10 Abbildungen von Friedrich Rottmann. Herausgegeben von Frz. Schneider. Kunstgeschichtliche Einleitung von Karl Lohmeyer. Karlsruhe in Baden, C. F. Müller 8° (102 S.).

Kerner, Justinus, Deutscher Dichterwald (1813.) Neudruck (von Friedrich Harzmann). (Romantische Bücherei, Bd. 31/32). München, Parcus u. Co. 8° (234 S.).

Kluckhohn, Paul, Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik. Halle an der Saale, Max Niemeyer.

Kosch, Wilhelm, Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813 bis 1918. 1. Lfg. Arndt und Schenkendorf; Die alte deutsche Burschenschaft — 2. Lfg. Arnim; Brentano. München, Parcus u. Co. Groß 8° (1—44 u. 45—112 S.).

Kyselaks Alpenreise, unternommen im Jahre 1828. Von ihm selbst. Wien, Nikola-Verlag 8° (194 S.).

Lang, Oskar, Die romantische Illustration. Die volkstümlichen Zeichner der deutschen Romantik. Mit über 180 Abbildungen. Dachau, Einhorn-Verlag 4° (166 S.).

Lersch, Philipp, Der Traum in der deutschen Romantik. München, Max Hueber 8° (68 S.).

Lipmann, Heinz, Georg Büchner und die Romantik. München, Max Hueber. Groß 8° (127 S.).

Lüdecke, H., Ludwig Tieck und das alte englische Theater. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik (Deutsche Forschungen, herausgegeben von Fr. Panzer und J. Petersen, Heft 6). Frankfurt am Main, Moritz Diesterweg 8° (VIII u. 373 S.).

Mehlis, Georg, Die deutsche Romantik (Bibliothek der Weltgeschichte). München, H. Rösl u. Co. 8° (358 S.).

Möller, Alfred, Ferdinand Raimund. Bilder von seinem Lebensweg. Graz, Ulrich Moser 8° (119 S.).

Nestler, Hermann, Klemens Brentanos Lebensabend. Seine Regensburger und Münchener Zeit (1832 bis 1842). Regensburg, Gebr. Habbel 8° (45 S.).

Schollenheber, Wilhelm Heinrich, E. T. A. Hoffmanns Persönlichkeit. Anekdoten, Schwänke und Charakterzüge. Mit 4 Bildbeigaben. München, Parcus u. Co. 8° (223 S.).

Nohl, Walther, Die Romantiker der deutschen Musik. Köln am Rhein, P. J. Tonger 8° (266 S.).

Müller, Adam, Ausgewählte Abhandlungen. Mit einem Bildnis, einem Lebensabriß und bisher unveröffentlichten Briefen und Berichten. Mit einem Geleitwort von Othmar Spann. Jena, Gustav Fischer. Groß 8° (V u. 251 S.).

Ponten, Joseph, Studien über Alfred Rethel. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Groß 8° (72 Textseiten und 13 Bildtafeln).

Prinzenbriefe aus den Freiheitskriegen 1813 bis 1815. Briefwechsel des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.) und des Prinzen Wilhelm (I.) von Preußen mit dem Prinzen Friedrich von Oranien, mitgeteilt von Hermann Granier. Stuttgart, J. G. Cotta. Klein 8° (217 S.).

Redwitz, Oskar von, Amaranth (Romantische Bücherei, Bd. 30). München, Parcus u. Co. 8° (181 S.).

Schauer, Maria, Caroline Schlegel-Schelling (Deutsche Sammlung; Reihe: Literatur und Sprache, 3. Bd.). Greifswald, Karl Moninger. Klein 8° (73 S.).

Schaukal, Richard von, E. T. A. Hoffmann. Sein Werk aus seinem Leben dargestellt (Amalthea-Bücherei, 36. u. 37. Bd.). Mit 3 Abbildungen und 6 Faksimilebeigaben. Wien, Amalthea-Verlag 8° (309 S.).

Schellberg, Wilhelm, Klemens Brentano. (Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern, 20. Bd.) 2. verb. Auflage München-Gladbach, Volksvereinsverlag 8° (186 S.).

Schlegel, August Wilhelm, Briefwechsel mit seinen Heidelberger Verlegern. Herausgegeben von Erich Jenisch. Festschrift. Heidelberg, Karl Winter 8° (219 S.).

Schlegel, Friedrich und Dorothea, Briefwechsel 1818—1820 während Dorotheas Aufenthalt in Rom. Herausgegeben von Heinrich Finke. Kempten, J. Kösel u. Fr. Pustet Groß 8° (XXXIII u. 373 S.).

Schlözer, Leopold von, Dorothea von Schlözer. Ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende (1770 bis 1825). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 8° (XII u. 357 S.).

Schmidt, Paul Ferdinand, Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildertafeln. Leipzig, Insel-Verlag 4° (131 u. 80 S.).

Scholz, Wilhelm von, Droste-Hülshoff. 2. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 8° (53 S.).
Schumann, Briefe. In Auswahl herausgegeben von Karl Storck. 2. Auflage. Elberfeld, Wuppertaler Druckerei 8° (224 S.).
Sieveking, Heinrich, Karl Sieveking 1787 bis 1847. Lebensbild eines hamburgischen Diplomaten aus dem Zeitalter der Romantik. 1. Teil: Die Ausbildung. Hamburg, Alster-Verlag 8° (312 S.).
Stephan, Heinz, Die Entstehung der Rheinromantik (Rhein-Sammlung Nr. 3). Köln, Rheinland-Verlag 8° (111 S.).
Stefansky, Georg, Das Wesen der deutschen Romantik. Kritische Studien zu ihrer Geschichte. Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Stuttgart, J. B. Metzler 8° (324 S.).
Strich, Fritz, Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich. München, Meyer u. Jessen 8° (255 S.).
Stüber-Gunther, Fritz, Rappelkopf. Roman. Mit 8 Vollbildern nach alten Originalen. Wien, Wila (Wiener Literarische Anstalt) 8° (477 S.).
Temme, J. D. H., Der letzte Burggraf von Stromberg. Oelde, E. Holterdorf 8° (108 S.).
Tieck, Ludwig, Das Buch über Shakespeare. Handschriftliche Aufzeichnungen. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Henry Lüdecke (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 18. u. 19. Jahrhunderts, herausgegeben von A. Leitzmann u. W. Oehlke, Nr. 1) 8° (XXVI u. 524 S.).
Unger, Rudolf, Herder, Novalis und Kleist (Deutsche Forschungen, herausgegeben von Fr. Panzer und J. Petersen, Heft 9). Frankfurt am Main, Moriz Diesterweg 8° (188 S.).
Varnhagen, Rahel, Ein Frauenleben in Briefen. Ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von Augusta Weldler-Steinberg. 2. durchgesehene Auflage. Potsdam, Gustav Kiepenheuer 8° (546 S.).
Varnhagen, Rahel, Ein Lebensbild aus ihren Briefen (1799 bis 1832). München, G. Hirth 8° (230 S.).
Viotte, A., Les Interprétations du Catholicisme chez les Romantiques. Paris, E. de Baccord 8° (299 S.).
Wolzogen, Hans von, E. T. A. Hoffmann, der deutsche Geisterseher (Die Musik). Mit 8 Bildern und 5 Vignetten von Hoffmanns Hand. Leipzig, C. F. W. Siegel. Klein 8° (152 S.).
Zahn, Leopold, Moritz von Schwind. München, O. C. Recht 4° (48 S.).

Inhaltsverzeichnis.

✦


St-Emmeram
Abtei-
-Likör
der Weinbrennerei
Macholl-München